

## B. Stilgeschichtlich bedeutsame Veränderungen der Syntax

### I. Überblicke

Die beiden folgenden Abschnitte geben zusammenfassende Hintergrundinformationen methodischer und inhaltlicher Art für die im Anschluß in B.II. genauer abgehandelten Einzelthemen. Zunächst wird vorgestellt, was in der einschlägigen Forschungsliteratur zur historischen Syntax des Deutschen behandelt wird (I.1.). Dem schließt sich eine geraffte Entwicklungsskizze des Satzbaus vom Althochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen an, wie sie in einigen gängigen Sprachgeschichten dargeboten wird, die der Syntax größere Aufmerksamkeit schenken (I.2.). Die Geradlinigkeit dieser Darstellung wird dann jedoch in B.II. wiederum in Frage gestellt und modifiziert werden.

#### 1. Unter ‚Syntax‘ erfaßte Phänomene in Sprachgeschichten, historischen Grammatiken und Gesamtdarstellungen der historischen Syntax des Deutschen

In vielen älteren historischen Beschreibungen der deutschen Grammatik, die als Standardwerke z.T. heute noch herangezogen werden, wie etwa Grimm (<sup>2</sup>1870ff.), Erdmann/Mensing (1886/1898) oder Wilmanns (<sup>2</sup>1897ff.), sind unter ‚Syntax‘ im wesentlichen, wenn nicht ausschließlich, folgende Erscheinungen abgehandelt: Genus, Kasus und Numerus des Substantivs, Tempus, Modus und Genus des Verbs, die starken und schwachen Formen des Adjektivs und seine Komparation, die verschiedenen Typen von Pronomina, der Artikel und die Kasusrektion der Präpositionen, sowie u.U. noch die restlichen Wortarten, vor allem Adverbien, Interjektionen, Negation. Diese thematische Fixierung geht letztlich auf die Anfänge der abendländischen Grammatiktradition zurück. Die Lehre von den Wortarten und Satzgliedern galt von den römischen Grammatikern über das ganze Mittelalter bis in die Neuzeit (die Grammatik Donats aus dem 4. Jh. wurde noch im 19. Jh. als Schulbuch benutzt!) als Kernstück einer Grammatik. Sie blieb es auch weitgehend in den als „positivistisch“ charakterisierten Beschreibungen des 19. und noch des 20. Jhs., die unter Einbeziehung des historischen Aspekts Belegsammlungen für diese „syntaktischen Erscheinungen“ durch alle Sprachstufen hindurch hinzufügten.<sup>1</sup> Einen Großteil davon rechnet man heute zur Morphologie,<sup>2</sup> wenngleich es vielfältige Beziehungen zwischen Morphologie und Syntax gibt.<sup>3</sup>

1 Vgl. Hundsnurscher (1984a, 427ff.; 1984b, 643) und Naumann (1986, 113). Entsprechendes spiegelt sich wider im Kategorienkatalog der von Naumann behandelten Grammatiken zwischen 1781 und 1856, mit denen er an Jelineks (1913f.) Darstellung der deutschen Grammatiken bis 1782 anschließt: Syntax verstanden als Satz(bau)lehre spielt dabei keine Rolle. Vgl. Lenerz (1984, 15): die traditionelle Grammatik habe „keine Theorie der Grammatik und speziell keine autonome Theorie der Syntax entwickelt“.

2 So auch Eichinger (1984, 436), der die Grammatiken von Grimm bis Paul auf ihr Verhältnis zur Syntax überprüft. Er macht Grimms Vorbild für die thematische „Bevorzugung der Lautlehre und Morphologie“ in der Folgezeit verantwortlich.

3 Darauf verweist z.B. nachdrücklich Erben (1985a, 1341ff.).

Ganz anders dagegen der Inhalt von Eberts ‚Historische[r] Syntax des Deutschen‘ (1978): Nach zwei Kapiteln über Sprachwandel im allgemeinen und Syntaxwandel im besonderen folgen „Ausgewählte Probleme“: 1. Die Entwicklung des zusammengesetzten Satzes, 2. Verbstellung, 3. Die Substantivgruppe, 4. Prädikate und Ergänzungen, 5. Die Entwicklung periphrastischer Verbalformen. Ebert bemerkt dazu, heute definiere „man die ‚Syntax‘ meist innerhalb einer der vielen konkurrierenden expliziten Syntaxtheorien“ und schränke „das Untersuchungsgebiet dementsprechend ein“. Er habe jedoch, unabhängig von einer bestimmten Theorie, u.a. solche Sprachentwicklungen ausgewählt, „mit denen sich die historische Syntaxforschung über mehr als ein Jahrhundert wiederholt beschäftigt hat, und die immer noch fruchtbaren Boden für neue Ansätze bieten“ (S. XI).

Die Vorbemerkung zu Grimms Syntax (IV, 1837, 2) klingt allerdings so, als ob auch er schon Fragen des Satzbaus habe behandeln wollen, nämlich die Verknüpfung und Abfolge von Haupt- und Nebensätzen und ihre internen Stellungsregeln, die wir heute vornehmlich von einer syntaktischen Beschreibung erwarten:

„Ich schreite nach folgendem plan zu werke. die beiden ersten abschnitte sollen den einfachen satz im verbum und im nomen untersuchen; der dritte wird den mehrfachen satz, der vierte die verbindende conjunction und die negation erörtern, der fünfte sich endlich über die wortfolge verbreite[n]“.

Doch hat Grimm nur die beiden ersten Abschnitte über den einfachen Satz ausführen können.<sup>4</sup> Dem erweiterten Neuabdruck (1898) sind noch seine Notizensammlungen als Nachträge beigelegt;<sup>5</sup> an diese schließen sich zwei Abschnitte an, in denen Roethe zusammenfaßt, was ihm in Grimms Nachlaß „an materialien zu einer fortsetzung der syntax begegnet war“ (S. XXIII f.).<sup>6</sup> Für die Anordnung trägt Roethe die Verantwortung, der jedoch nicht sicher sein konnte, bei der „mosaikarbeit aus vielen hundert einzelnen zettel und notizen“ überall die richtigen Verknüpfungen hergestellt zu haben.

Vielen gilt Wunderlichs ‚Der deutsche Satzbau‘ (1892) als die erste wissenschaftliche Gesamtdarstellung der deutschen Syntax: so schon Behaghel, der später selbst das Standardwerk schrieb. Die erste, nur 252 Seiten starke Fassung war gegen ein aufsehenerregendes zeitgenössisches Buch, Wustmanns ‚Sprachdummheiten‘ (1891), verfaßt, um dessen Vorschriften für guten deutschen Satzbau und Stil eine

4 Eichinger (1984, 435) folgert jedoch aus Grimms Sprachbegriff und Interessenschwerpunkten, daß „die eigentliche Satzbildung“ für ihn ohnehin kein Thema gewesen sei, sondern nur die „Verwendung von Formen, die dem Organischen nahekomen“. Ähnlich Naumann (1986, 347): Grimm tradiere „fraglos das auf der Morphologie basierende System der lateinischen Grammatik“, seine Syntax sei „noch Wortartenverbindungslehre“ und bleibe damit wissenschaftsgeschichtlich „hinter den Erkenntnissen der Zeit“ (z.B. K.F. Beckers „Syntax als Lehre von den Satzgliedern“) zurück. Vgl. o. Anm. 2.

5 S. die Vorbemerkung Roethes, der 1896 nach Berlin gefahren war, um Grimms Sammelhefte und Randnotizen zu studieren:

„Das ergebnis enttäuschte und überraschte zugleich. keine spur irgend welcher zusammenhängenden vorarbeiten für die fortsetzung; keinerlei skizze des weitem planes, die über die allzukargen andeutungen s. 2 hinausführte [...] Überrascht aber, ja überwältigt hat mich der ungeahnte reichthum der einzelbeobachtungen und -sammlungen [...], der sich aus den bunten, alles mögliche mischenden und umspannenden heften und zettelmassen ergoß.“

6 S. die Abschnitte „Wortfolge“ S. 1271–1291 und „Mehrfacher Satz“ S. 1292–1312.

wissenschaftliche Untersuchung gegenüberzustellen.<sup>7</sup> Behaghel bemerkt in seiner lobenden Besprechung der stark erweiterten 2. Auflage von 1901:

„Jacob Grimm hat in seinem großen Lebenswerk nur die Syntax des einfachen Satzes geboten; Vernalekens deutsche Syntax ist maßlos lückenhaft; Wilmanns ist vor der Vollendung seiner deutschen Grammatik abberufen worden; bei Blatz kommt die ältere Zeit nur in Anmerkungen zur Geltung; Erdmann und Mensing haben nur einen Grundriß liefern wollen“.<sup>8</sup>

Da Wunderlich während einer weiteren Überarbeitung starb, führte Reis seine Arbeit fort. 1924 erschien die vollständig umgearbeitete 3. Auflage in zwei Bänden (seitdem Wunderlich/Reis). Den Teil „Wort- und Satzstellung“ hat Reis ganz neu gestaltet, wobei er an eine eigene Arbeit über die ‚Wortfolge der Umgangssprache‘ (1894) angeschlossen.

Bereits 1915 war Naumanns ‚Kurze historische Syntax der deutschen Sprache‘ herausgekommen, die heute noch Beachtung findet. Naumann trennt im modernen Sinne die „Lehre vom Satz“ von der „Funktionslehre der Formen im Satz“ (S. 1). Er stützt sich auf Arbeiten zur Syntax von Ries, Delbrück, Paul und Wundt, die seit den 90er Jahren des 19. Jhs. erschienen waren.

Daß das Problem der Abgrenzung von Satz- und Formenlehre schon im vorigen Jh. gesehen wurde, bezeugt vor allem die speziell diesem Thema gewidmete Abhandlung von Ries ‚Was ist Syntax?‘ (1894). Ries wendet sich scharf gegen die Vermischung von Wortarten- und Satzlehre in vielen Publikationen seiner Zeit. Er tadelt, daß die meisten Autoren

„mehr oder weniger naiv und unbewusst, in alten Gleisen bequem einherziehen, sich die Freude des Sammelns und Gruppierens nicht durch die Sorge um solch nebensächliche Dinge wie Methode und System verderben lassen, mitunter auch wohl von der Existenz der Fragen, die uns hier beschäftigen, keine deutliche Vorstellung haben“ (S. 16).

Nach Ries' Vorstellung hat eine Grammatik drei Teile: Laut-, Wort- und Satzlehre. Wortlehre wie auch Satzlehre zerfallen beide in Formen- und Bedeutungslehre. Zur Syntax, dem dritten Teil, heißt es:

„Er behandelt die Verbindung der Worte zu neuen Einheiten oder die Wortfügung. Sein Gegenstand sind die Wortgefüge; *alle* Wortgefüge und nicht nur die Sätze; *nichts als* die Wortgefüge und nicht auch die Wortarten und Wortformen, weder diese allein noch diese abwechselnd mit den Gefügen selber. [...] die Syntax hat Wortarten und Wortformen nur soweit zu berücksichtigen, als von ihnen die Natur der syntaktischen Gebilde als solcher berührt wird“ (S. 142f.).

Angesprochen, wenngleich nicht so konsequent ausgeführt, wurde das Problem der Abgrenzung der einzelnen Grammatikteile schon früher, z.B. von Vernaleken (1861, XI): Zwischen Syntax und Flexionslehre gebe es „so viele berührungspunkte, dass keine ohne die andere betrachtet werden kann. Erst im satze tritt die flexion in ihr

---

7 Von demselben Autor Wunderlich haben wir auch die erste Darstellung der deutschen „Umgangssprache“ (1894).

8 Aus: Zeitschrift des [Allgemeinen] Deutschen Sprachvereins 32, [1917], S. 85, zitiert nach Wunderlich/Reis (1924, V).

rechtes Licht“.<sup>9</sup> Ähnliche Begründungen für den Themenkatalog einer (speziell historischen) Syntax finden sich bis heute, so explizite etwa bei Erben,<sup>10</sup> implizite in vielen Darstellungen.

Einen wichtigen Beitrag zur Syntax leisten auch die Bände III und IV von Pauls ‚Deutsche[r] Grammatik‘ (1916ff.). Sie behandeln den einfachen Satz (einschließlich Wortstellung) und die Bei- und Unterordnung von Sätzen sowie in zusätzlichen Kapiteln Negation, Sparsamkeit im Ausdruck und „Anomalien“ (z.B. Anakoluth).<sup>11</sup>

Das Standardwerk, das alle Vorgänger übertraf, wurde Behaghels ‚Deutsche Syntax‘ (1923–1932).<sup>12</sup> Wer seine Leistung würdigen will, kann sich an Behaghels eigene Worte halten: seine Selbsteinschätzung ist keineswegs zu hoch – was dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß sich einige seiner Hypothesen im Laufe der weiteren Forschung als unzutreffend erwiesen haben.<sup>13</sup> Behagel schreibt im Vorwort zum 3. Band:

„Wer die Fülle der von mir zusammengetragenen Literaturangaben überblickt, möchte vielleicht glauben, es habe der Stoff schon bereit gelegen; ich hätte nichts weiter zu tun gehabt, als das Verstreute zusammenzustellen. Wer aber den Dingen näher tritt, der merkt bald, daß es doch nur vereinzelte Punkte auf der syntaktischen Landkarte sind, die die bisherige Forschung aufgeheilt hat. [...] Aber es mangelt nicht bloß an der Feststellung der Tatsachen; es gebricht vor allem an ihrer Verknüpfung [...]. Und damit fehlt es auch fast überall an wirklichen Erklärungen der Tatsachen. Selbst Paul hat so gut wie vollständig auf solche verzichtet. Ich selber habe mich stets bemüht, die Entstehung und den Wandel der Erscheinungen zu begreifen, vor allem psychologisch zu begreifen“ (III, 1928, Vf.).

Behagel führt diesen letzten Gedanken weiter im Vorwort des IV. Bandes:

„Ich lebe nach wie vor der Überzeugung [...], daß sprachliche Tatsachen in erster Linie als allgemein seelisch bedingte aufzufassen sind. [...] Das hat gerade jetzt W. Havers in seiner erklärenden Syntax durch eine Fülle von Beispielen erhärtet“ (IV, 1932, VIII).

Dem hier genannten Havers (1931) geht es im wesentlichen darum, für spezielle syntaktische und stilistische Erscheinungen die sprachlichen und außersprachlichen Bedingungen (besonders die psycho-physischen und die umweltbedingten) sowie die Triebkräfte des Individuums (beispielsweise Streben nach Anschaulichkeit,

---

9 Vgl. auch Eichinger (1984, 437) zu Wilmanns.

10 Zuletzt Erben (1985a, 1341); s. jedoch Schulze (1975, 19) bereits zu Erben (1955): Erben halte „eine Trennung von ‚Satzlehre‘ einerseits und ‚Lehre von Bedeutung und Gebrauch der Wortklassen und Wortformen‘ andererseits grundsätzlich für unstatthaft“.

11 Zu Pauls Bestreben, „eine Beziehung zwischen den Funktionen und den grammatischen Kategorien herzustellen“, s. Eichinger (1984, Zitat 439): Seine individualpsychologische Orientierung bringe die Syntax ins Zentrum der Grammatik, jedoch als Teil der Bedeutungslehre. – Kurz zu Pauls Bemerkungen zum syntaktischen Wandel Lenerz (1984, 9f.).

12 Bd. I u. II (1923f.): Die Wortklassen und Wortformen, Bd. III (1928): Die Satzgebilde (823 S.; besonders wichtig die Darstellung der Konjunktionen und Nebensatztypen), Bd. IV (1932): Wortstellung. Periodenbau (322 S.).

13 Zur Würdigung Behaghels, der sich selbst „als Vollender der Grimmschen Syntax“ verstand, s. Hundsnurscher (1984a, 429). Ungeachtet des „nicht zu leugnenden Wertes“ seiner Gesamtdarstellung hinsichtlich „Stofffülle und treffenden Einsichten“ kritisiert Lenerz (1984, 12) jedoch das Fehlen „einer eigenen theoretischen Standortbestimmung“.

Kraftersparnis u.ä.) aufzuzeigen. In Auseinandersetzung mit Havers mahnt Behaghel jedoch auch wieder zur Vorsicht bei der Herleitung sprachlicher Erscheinungen „aus Eigenschaften eines bestimmten Kulturkreises“.<sup>14</sup>

Die Darstellung von Ebert (1978) versteht sich gewissermaßen als Fortsetzung von Behaghel, ganz explizit was den bibliographischen Teil angeht, und zwar „als Ergänzung für die Jahre ca. 1925–75“ (S. XII). Die nach verschiedenen Gebieten untergliederte Bibliographie geht über die im Buch behandelten Schwerpunkte hinaus, vor allem in der Vorstellung von allgemeinen Werken zum Sprachwandel, von historischen Darstellungen der deutschen Syntax und synchronischen Beschreibungen älterer Sprachstufen.<sup>15</sup>

Keine Literaturhinweise enthalten hingegen zwei weitere renommierte Arbeiten zur historischen Syntax des Deutschen, auf die auch Ebert zur Ergänzung seiner Darstellung ausgewählter Probleme verweist: Das Werk von Dal (<sup>1</sup>1952/<sup>3</sup>1966) ist aus einem Lehrbuch des Deutschunterrichts an der Universität Oslo hervorgegangen, das seit der Übertragung ins Deutsche beständig überarbeitet und verbessert wurde. Die Einteilung wirkt traditionell: zunächst erfolgt ein Durchgang nach Wortarten, dem sich Kapitel über Kongruenz, Verneinung, subjektlose Sätze anschließen. Der Vorzug des Buches liegt in der ebenso umfassenden wie kurzen und prägnanten Information.

Im äußeren Aufbau fast gleich – und damit, wie Dal, im Gefolge Behaghels<sup>16</sup> – ist die ‚Historical German Syntax‘ des englischen Germanisten und Indogermanisten Lockwood (1968). Die Schlußkapitel über „Clause Combination“ und „Word Order“ sind in unserem Zusammenhang die aufschlußreichsten.

Thematisch und methodisch z. T. als Erweiterung und Vertiefung von Ebert (1978) ist Ebert (1986) zu sehen, mit Konzentration auf den für die Entwicklung des deutschen Satzbaus besonders wichtigen Zeitraum von 1300–1750. Stärker noch als (1978) wird die Auswahl der syntaktischen Phänomene mit dem „heutigen Forschungszustand [...]“ erklärt (S. 11): Nicht behandelt werden „eine Reihe von Aspekten, die im Syntaxteil der traditionellen Grammatik“ (S. 11) erscheinen. (Daher entfallen z. B. nicht nur Tempus, Modus oder Adverbien, sondern auch der wichtige Bereich der sog. adverbialen Nebensätze.) Für die verbleibenden Teile dient vorwiegend das Modell der Valenz- oder Dependenzgrammatik als Rahmen,<sup>17</sup> was sich besonders

14 Er führt u. a. als Beispiel an, „daß das Nhd. bestimmte Konjunktionen (*allerdings, freilich, zwar*) entwickelt hat auf Grund einer gewissen Höflichkeit, eines Entgegenkommens gegen den Hörenden, in derselben Weise, wie lat. *verum, vero* entstanden ist. Es wird aber niemand behaupten wollen, daß solches Empfinden erst eine Errungenschaft der neueren Zeit, der mhd. Zeit noch fremd gewesen sei [...]“ (IV, IX).

15 Da diese Bibliographie zur Verfügung steht, habe ich bei meiner Darstellung von einem generellen, umfassenden Literaturverzeichnis für die behandelten Problemkreise abgesehen.

16 Vgl. auch Hundsnurscher (1984b, 650).

17 Mit der Forderung nach „einem geschlossenen Konzept zur Beschreibung der Satzstrukturen“, wie es die Dependenztheorie bietet, s. Greule (1985, 1039), der dies am Althochdeutschen demonstriert. In Greule (1982) sind verschiedene Beiträge für eine diachrone Syntax des Deutschen mit valenztheoretischem Ansatz gesammelt. Zur gegenwärtigen Tendenz, in der Forschung zur historischen Syntax neuere Syntaxmodelle heranzuziehen, vgl. Hundsnurscher (1984a, 430). S. aber auch R. P. Ebert (1986, 11): beim heutigen Stand der Forschung sei es kaum möglich, „theoretisch fundierte, weitreichende systematische Zusammenhänge zu beschreiben“.

im umfangreichen Kap. 2 über „Prädikate und Ergänzungen“ niederschlägt. Satzgliedinterne Probleme behandelt Kap. 3 über den „Nominalkomplex“ mit seinen Erweiterungen. Kap. 4 über den „Elementarsatz“ enthält mit Verbstellung und Satzrahmen die wohl wichtigsten syntaktischen Änderungen der Epoche.<sup>18</sup> In Kap. 5 über „Komplexe Sätze“ geht es um Typen, denen oft im Vergleich zu den adverbialen Nebensätzen weniger Aufmerksamkeit zuteil wird (Subjekt-, Objekt-, Infinitiv- und Relativsätze); den Abschluß bilden Anmerkungen über die widersprüchlichen Forschungsergebnisse zur Häufigkeit der Hypotaxe in den verschiedenen Epochen und Textgattungen. Ebert versteht diese selektiven, doch im einzelnen über ein „gewöhnliche[s] Lehrbuch“ hinausgehenden Informationen „als ‚Brücke‘ zu den meist zerstreuten Forschungsansätzen“ (S. 11).

Neben diesen großen Gesamtdarstellungen gibt es zahlreiche Untersuchungen zu einzelnen Texten und syntaktischen Spezialfragen, von Erdmanns Otfrid-Syntax (1874/76), Behaghels Heliand-Syntax (1879), Wunderlichs syntaktischen Studien zu Steinhöwel und dem ‚Decameron‘ (1889) bis zu Erbens Luther-Syntax (1954). Gerade in der gegenwärtigen Forschungslage, in der, zumindest in Deutschland selbst, kein Sprachwissenschaftler mehr ein Werk vom Umfang und Anspruch des Behaghelschen unternommen hat, sind fast alle weiterführenden Erkenntnisse Spezialuntersuchungen zu verdanken, welche die Darstellung der großen alten Handbücher in Details präzisieren, korrigieren.<sup>19</sup> Die Zeit neuer großer Zusammenfassungen scheint dagegen, bedingt durch die Kenntnis der Lücken, die es noch zu füllen gibt, in weite Ferne gerückt.

Die Schwerpunkte der bisherigen Literaturbesprechung sind bereits in Hinblick auf meine eigenen Themen in B.II. gewählt. Daß dabei manche Standardbereiche einer umfassenden historischen Syntax entfallen, ergibt sich aus der engeren Zielsetzung dieses Buches, nur solche syntaktischen Erscheinungen zu behandeln, die insbesondere den Stil der Prosa prägen. Daher entfallen Phänomene, die sich in allen sprachlichen Äußerungsformen finden. Als solche wären etwa die in althochdeutscher Zeit beginnende Setzung der Personalpronomina beim Verb oder die Ausbildung des bestimmten und des unbestimmten Artikels beim Substantiv zu nennen, deren Gebrauch sich in der mittelhochdeutschen Periode verfestigt, wenngleich z.T. noch mit Abweichungen von der heutigen Norm. Auch die Bildung der Negation, die sich vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen und entscheidend dann nochmals zum Neuhochdeutschen ändert, ist nicht spezifisch für die Prosa. Dasselbe gilt für die Kongruenzregeln zwischen Prädikat und Subjekt, Pronomen und Bezugsnomen, Adjektiv und Substantiv.<sup>20</sup>

Bevor ich jedoch zu den spezielleren Themen übergehe, soll die Entwicklung des deutschen Satzbaus einmal im Zusammenhang so nachskizziert werden, wie sie sich im gerafften Überblick der Sprachgeschichten ausnimmt, und zwar sowohl um dieses Überblicks selbst willen als auch, um davon später die Probleme, die sich bei einer detaillierten Betrachtung ergeben, genauer abheben zu können. Ich stütze mich dabei in B.I.2. zunächst auf die Sprachgeschichten von Tschirch (<sup>1</sup>1983, <sup>2</sup>1975) und Schildt (<sup>3</sup>1984). Beide Autoren sind durch Abhandlungen zur historischen Syntax

18 Vgl. Erben (1985a).

19 Nach Eshelman (1961, 4f.) sind nur solche Untersuchungen heute wünschenswert.

20 Die Frage, ob beispielsweise Negation oder Kongruenz in eine Syntax gehören, beantwortet schon Ries (1927, 99, 113, 168) negativ.

ausgewiesen. Ihre Kapitel zur Syntax der einzelnen Epochen ergeben, hintereinander gelesen, ein stringentes Bild. Wesentlich knapper fallen die Syntax-Abschnitte in Schmidts ‚Geschichte der deutschen Sprache‘ (1984) aus. Für eine Kurzinformation empfehlen sie sich durch ihre übersichtliche Gliederung. Stilgeschichtliche Überlegungen spielen bei Schmidt gegenüber den blanken grammatischen Fakten keine Rolle – umso mehr dafür in der Sprachgeschichte von Eggers (1963ff./1986), dessen weitläufige Bemerkungen zu Syntax und Stil man sich jedoch mühsamer zusammensuchen muß.

Neuere Einzelforschungsergebnisse sind aufgenommen in die Sprachgeschichte von Wolf (1981a), der selber u.a. über die Entwicklung der Konjunktionen gearbeitet hat.<sup>21</sup> Diese speziellen Kenntnisse schlagen sich schwerpunktmäßig in den bisher vorliegenden Syntexteilen zum Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen nieder, gekoppelt mit Fragen nach hypotaktischen Strukturen und der Satzkomplexität überhaupt. – Fast nur vom Frühneuhochdeutschen aus rollt hingegen Wells (1985) die Entwicklung der deutschen Syntax auf: In seiner vom Germanischen bis 1945 reichenden Sprachgeschichte steht jedes der zehn Kapitel unter einem anderen, für die Epoche typischen Hauptthema. Kap. VI „Syntax in the transitional period (ENHG)“ beschäftigt sich im wesentlichen mit „analytic structures in the verb phrase“ (S. 234ff.) und „word order“ (S. 251ff.).

Nochmals anders präsentieren Sonderegger (1979) und Keller (1978) ihre Syntexteile. Im Bestreben, „einmal von der üblichen Darstellungsfolge einer weitgehend isolierten und anreihenden Betrachtungsweise der sich zeitlich folgenden Sprachstufen“ vom Germanischen zum Neuhochdeutschen loszukommen „zugunsten einer mehr übergreifenden Analyse der diachronischen Entfaltung des deutschen Sprachsystems“, strebt Sonderegger einen „systematische[n] Gesamtüberblick“ an (S. VII). Unter dem Stichwort „Konstanten [= konstante Tendenzen] der Syntaxentwicklung“ (S. 262ff.) gibt er Zusammenfassungen (mit Tabellen) zum „Ausbau des Formensystems“ (u.a. der analytischen Formen des Verbs), zur „Umstrukturierung der Wortstellung“ und zur „Logische[n] Verknüpfung von Hauptsatz und Nebensatz“.<sup>22</sup> – Keller hingegen behandelt die Syntax pro Epoche in eigenen Abschnitten, im Gegensatz zu anderen Sprachgeschichten jedoch im Rahmen eines bestimmten Modells, nämlich der Phrasenstrukturgrammatik. Daraus ergeben sich jeweils gleiche Kapitelunterteilungen in „sentence structure“, „noun phrase“ und „verb phrase“; einen Schwerpunkt bildet die Wortstellung.

Ergänzt werden diese Epochenarstellungen, die durch das gleichbleibende Interesse ein und desselben Verfassers eine gewisse Kontinuität gewinnen, durch Abrisse, die nur einer Epoche gelten und deren Neuerungen und Besonderheiten im Vergleich zur vorangehenden Epoche und zur weiteren Entwicklung beschreiben. Eine befriedigende Gesamtsyntax des Althochdeutschen ist noch nicht geschrieben.<sup>23</sup> Für das Mittelhochdeutsche liegt ein erster großer Versuch von Schröbler (1969/neueste Aufl. 1982) vor.<sup>24</sup>

21 (1978) und (1979), s.u. S. 79ff.

22 Zur Würdigung des Ansatzes, der „nicht Querschnitte nach Perioden, sondern Längsschnitte einzelner Probleme liefert“ und durch seine Gesamtkonzeption „einen neuen Weg in der Sprachgeschichtsschreibung betreten“ habe, s. die Rezension von Wolf (1981b).

23 Vgl. Greule (1985, 1039): s. schon o. Anm. 17.

24 Vgl. o. S. 4, Anm. 2.

Die meisten Themen von B.II. sind dort behandelt, jedoch mit der genannten Einschränkung, daß nur wenige Belege aus Prosatexten stammen. Daher konstatiert Grosse (1985, 1153) einen „noch immer [...] unbefriedigenden Stand der Forschung“. Er selbst skizziert vor allem die Probleme und die wichtigsten eigenständigen Entwicklungen der mittelhochdeutschen Syntax gegenüber den angrenzenden Epochen.

Noch weniger befriedigend ist bislang die Syntax des Frühneuhochdeutschen in Grammatiken bearbeitet worden. Für eine rasche Information stehen Überblicksartikel zur Verfügung:<sup>25</sup> Nur in großen Zügen mitbehandelt wird die Syntax bei Erben (1970) und Besch (1980), die jedoch beide als Experten zur frühneuhochdeutschen Syntax ausgewiesen sind. Ausgiebigere Details finden sich in den Studienausgaben zum Frühneuhochdeutschen von Philipp (1980) und Penzl (1984). Beide arbeiten mit vielen Beispielen, Penzl nur sehr knapp in zusammenhängender Darstellung, dafür aber zusätzlich an größeren Textabschnitten, die mit Kommentaren zu allen grammatischen Ebenen versehen sind. Im Vergleich zu Phonologie und Wortbildung schneidet die Syntax bei Penzl dürrig ab und kann nur einer ersten Information genügen. Eine ebenso präzise wie differenzierte Kurzdarstellung der Forschungsprobleme und der syntaktischen Besonderheiten speziell dieser Epoche vermittelt aus neuester Sicht Erben (1985a).

Die Veränderungen der Syntax in der neuhochdeutschen Periode sind nicht mehr Thema dieses Bandes, wenngleich verschiedentlich bis in das 18. Jh. ausgegriffen wird, um den Abschluß von syntaktischen Entwicklungen zu verfolgen, die in früheren Epochen beginnen und für das neuhochdeutsche System bestimmend werden.

## 2. Entwicklungsskizze der Syntax nach neueren Sprachgeschichten

Im folgenden Überblick nach den angegebenen Sprachgeschichten konzentriere ich mich auf die Darstellung der Entfaltung des Satzgefüges. An diesem leitenden Gesichtspunkt orientieren sich auch die Themen in B.II. stufenweise bis zum Schlußkapitel über Satzkomplexität.

Tschirch (I, <sup>3</sup>1983, 175ff.) geht, wie viele andere,<sup>1</sup> davon aus, daß die „germ. *Urform* der syntaktischen Aussage“ die „unverbundene Folge von *Hauptsätzen*“ sei. Er räumt ein, die Beurteilung der Verhältnisse im Althochdeutschen sei schwierig, da es sich hauptsächlich um Übersetzungsliteratur handle, bei der „ungeschickte Nachahmung oder unwillkürlicher Einfluß der lat. Vorlage“ nicht sicher von „unverbildet-gewachsene[r] Satzfügung des Dt.“ geschieden werden könne (I, 175). Dies trifft vor allem für die ersten Ansätze zu, „die Einordnung eines Einzelsatzes in einem größeren Erzähl- oder Gedankenzusammenhang ausdrucksmäßig erkennen zu lassen“ (I, 177). Am Anfang der Entwicklung scheinen Objekt- und Relativsätze zu stehen. Im allgemeinen sei das Althochdeutsche „über ein einfaches *syntaktisches Gefüge* aus Haupt- und Nebensatz nicht hinausgelangt“ (I, 181),

<sup>25</sup> Speziell für die entwicklungsgeschichtliche Komponente sei verwiesen auf die Artikel 69–72 des Lexikons der Germanistischen Linguistik (<sup>2</sup>1980) von Piirainen, Eggers, Glinz und Drosdowski/Henne, jeweils mit weiterführenden Literaturangaben.

<sup>1</sup> Vgl. z.B. Sonderegger (1978, 285).



Gebilde mit zwei Nebensätzen seien demgegenüber selten. „Überall dort aber, wo in einem mehrgliedrigen Gefüge, modernem Brauch entsprechend, die Sätze ineinander geschoben sind, ohne daß im einzelnen auf sie voraus- und zurückverwiesen wäre“, sei „lat. Diktion äußerlich in dt. Sprachgewand umgekleidet“; in „gewachsenem Deutsch“ sei die Zeit für „kompliziert geschichtete syntaktische Gefüge noch lange nicht reif“ (I, 182).

Für das Mittelhochdeutsche heißt es dann bei Tschirch (II, <sup>2</sup>1975, 49): „Die beiden Nebensatztypen, die das Ahd. entwickelt hatte: der Relativ- und der Objektsatz [...], beherrschen in mhd. Zeit derart das Feld, daß die Zahl der Gefüge mit solchen Gliedsätzen die einfachen Hauptsatzreihen an Häufigkeit um ein Mehrfaches übertrifft“. Und ferner: „Neben der im Mhd. geläufig gewordenen einfachsten Form des Satzgefüges aus Haupt- und (für gewöhnlich nachgestelltem) Gliedsatz wagen sich die Schriftsteller dieser Jahrhunderte zunehmend an tiefer gestaffelte Gebilde“ (II, 50). Fast poetisch fährt Tschirch fort, „zuvörderst dem wortmächtigen Dichter“ gelinge es, „den Bogen des Satzes immer weiter und höher zu schwingen, den Jahrhunderte hindurch so kurzen Atem immer länger an- und auszuhalten“ (II, 51); durch diese „Art des syntaktischen Gefügebau“ nehme „die innere Dynamik der Aussage“ zu (II, 52).<sup>2</sup>

Zu Beginn der frühneuhochdeutschen Periode steigert sich dann nach Auffassung der Sprachhistoriker die „Fähigkeit, einen komplizierten Denkinhalt in einem Satz syntaktisch zusammenzufassen“, und in Verbindung damit die Tendenz zum modernen „Prinzip der Gliederung nach der funktionalen Satzperspektive“ anstelle „der additiven Wortfolge“, wie sie beispielsweise der lateinische Satz kennt: Auswirkung dieses Prinzips sei im Hauptsatz die Festlegung des finiten Verbs „als satzgründendes und satzorganisierendes Zentrum“ auf „die zweite Stelle“ und der Anschluß anderer Satzglieder entsprechend ihrer Wichtigkeit und ihrem kommunikativen Wert, so daß das sinnschwerste Wort ans Ende des Satzes komme.<sup>3</sup> Schildt (<sup>3</sup>1984, 118) sieht hier – in der Zeit von 1250 bis 1470 – jene Prinzipien für die Satzgliedfolge sich anbahnen, die seit den Prager Strukturalisten als kommunikative Satzperspektive oder Thema-Rhema-Folge bezeichnet werden.<sup>4</sup>

In der Phase von 1470 bis 1650 schreitet der Prozeß des Ausbaus der Satzgefüge fort. Er wird besonders deutlich im Aufkommen neuer Kon- und Subjunktionen zur Anfügung von selbständigen und abhängigen Sätzen. Dadurch können nun beide Satztypen klarer voneinander unterschieden werden. Noch im Mittelhochdeutschen ist diese Unterscheidung oft schwierig, da teilweise dieselben Anschlußmittel zur Neben- und Unterordnung dienen und auch durch die Verbstellung keine eindeutige Klassifikation von Haupt- und Nebensätzen möglich ist. In dieser zweiten Hälfte der frühneuhochdeutschen Periode setzt sich die Endstellung des finiten Verbs im

---

2 Schildt (<sup>3</sup>1984) hat, wohl unter dem Eindruck neuerer Forschungen zum Nebensatz im Mittelhochdeutschen (wie denen von G. Schieb), seinen Abschnitt zur mittelhochdeutschen Syntax umgearbeitet: (<sup>1</sup>1976, 93f.) hieß es nur, „parallel mit der Ausbildung von subordinierenden Konjunktionen“ nehme „die Zahl einfacherer Formen der Unterordnung [...] mit Nebensätzen wie Objekt- und Relativsätzen“ zu; (<sup>3</sup>1984, 96) sind hier eine ganze Reihe von „subordinierende[n] Konjunktionen“ und Nebensatztypen angeführt.

3 Zitate von Schildt (<sup>3</sup>1984, 118), der jedoch wörtlich Tschirch (II, <sup>2</sup>1975, 156) übernimmt.

4 S. u. S. 128f.

Nebensatz durch. Parallel dazu rücken im Hauptsatz weitere Prädikatsglieder an die letzte Stelle und bilden mit dem Verbum finitum an zweiter Stelle eine Satzklammer, oder, wie Tschirch (II, 156) sagt, einen „umgreifenden Satzbogen, der die Aussage als geschlossene Einheit zusammenfaßt“. Die Zunahme dieser Konstruktionsmöglichkeit in frühneuhochdeutscher Zeit korrespondiert mit dem Ausbau analytischer Verbformen in den Tempora Perfekt, Plusquamperfekt und Futur sowie im Passiv mit Hilfe der sog. Hilfsverben *sein*, *haben* und *werden*, ferner mit dem aufkommenden Ersatz der synthetischen Konjunktivformen durch Umschreibungen mit *würde*. Tschirch (II, 160) hebt hervor, daß die nun üblicher werdenden umfangreichen und tief gestaffelten Satzgefüge in dieser Zeit im Grunde noch sehr klar und durchsichtig angelegt seien: Jeder Satz bzw. Teilsatz werde zu Ende geführt, bevor der nächste anhebt, selbst wenn sich bei Luther schon Gliedsätze 8. Grades zählen lassen. Das heißt, der Spannungsbogen umfaßt in dieser Zeit nur den einzelnen Haupt- oder Nebensatz, nicht aber das ganze Gefüge.

Dieses Konstruktionsmuster erfährt, nach Tschirch, in der Barockzeit eine einschneidende Veränderung: Es folgen nicht mehr in sich abgeschlossene Teilsätze aufeinander, sondern abhängige Gliedsätze schieben sich auch in den übergeordneten Satz ein. Damit falle die Satzlinie nicht mehr ständig ab, sondern sie steige zum Schluß hin wieder an:

„Weil auf diese Weise die inhaltlich wichtigste Aussage, die für gewöhnlich im Hauptsatz untergebracht ist, oder eine im Nebensatz 1. Grades mitgeteilte verhältnismäßig wichtige Aussage bis an den Schluß hinausgezögert wird, erhält der Satz eine Spannung, die sich erst am Ende des ganzen Gebildes löst. Anders gesagt: Aus der Linie, die stetig gleichsam bis ins Unendliche abfällt, ist der Kreis geworden, der sich im Augenblick seiner Rundung vollendet“ (Tschirch II, 217).

Der Höhepunkt dieser Stilentwicklung im Hochbarock kann freilich auch als verschroben empfunden werden und wird daher zum Angriffsziel der folgenden Epoche. Zusammen mit dem zur Barockzeit üblichen schweren „Schmuck der Redefiguren“ stellen diese – nach Eggers (IV, 1977, 42). – „langatmigen, oft durch Einschübe unterbrochenen Perioden [...] hohe Anforderungen an Konzentrationsfähigkeit und Geduld des Lesers, ja sie müssen einem schlichten, nicht an akademischen Stil gewöhnten Publikum geradezu unverständlich sein“.

In der Aufklärung wird diese Stilentwicklung zunächst abrupt unterbrochen. Tschirch (II, 217f.) zitiert aus Gottscheds ‚Ausführlicher Redekunst‘ von 1728 als Beispiel, „wie der Rationalismus über Stil und Satzbau des Barock urteilte“:

„Es ist nichts lächerlicher, als wenn sich einfältige Stilisten immer mit ihrem *obwohl*, *jedoch*; *gleichwie*, *also*; *nachdem*, *als*; *alldieweil*, *daher*; *sintemal* und *allermaßen* behelfen: gerade als ob man nicht ohne diese Umschweife seine Gedanken ausdrücken könnte. Doch wenn man ja diese Schulkünste ... noch wissen und brauchen will: so bemühe man sich doch, mehr einfache als zusammengesetzte Perioden zu machen. Man rede und schreibe nur, wie man im gemeinen Leben unter wohlgesitteten Leuten spricht: als woselbst man solche Verbindungsformeln gar nicht braucht. Man wird auch dergestalt viel deutlicher reden und schreiben, als wenn man immer eine ganze Menge Gedanken in einen weitläufigen Satz zusammenbindet.“

Und an anderer Stelle nochmals Gottsched:

„Es ist besser drey oder vier kleine Sätze so vorzutragen, daß mich [ein] jeder versteht; als alles zusammen zu schmelzen, und meinen Leser dadurch zu verwirren“ (zitiert bei Eggers IV, 66).<sup>5</sup>

Wenn nun Natürlichkeit, Vernunft, Klugheit, Verständigkeit, Artigkeit, Wohlerzogenheit und angemessene Galanterie zum Bildungsziel werden anstelle „affektierter Verschrobenheit“ einerseits und „roher Derbheit“ andererseits, wie man sie dem Barock vorwirft, so schlägt sich dies – nach Eggers (IV, 47, 65f.) – im Stilideal des natürlichen, verständlichen Schreibens nieder.<sup>6</sup> Knappheit und Nüchternheit gelten als Vorzug; die Nebensätze werden seltener und Verschachtelungen gemieden, so daß man dem Gedankengang leicht folgen kann. Tschirch (II, 219) belegt allerdings am Beispiel von Texten der Aufklärer, daß sie selbst in ihrem Stil gegen die eigenen theoretischen Forderungen verstoßen. Und Eggers (IV, 50) zeigt, daß besonders im Pietismus der herkömmliche verschachtelte „Stil der Barock-Gelehrten“ wieder durchschlug, noch angereichert und spezifisch ausgeprägt durch den Einfluß der Bibelsprache Luthers und der Predigtsprache Taulers. Es komme jedoch im 18. Jh. zu einer Straffung der Gefügesatzkonstruktionen, in dem die Hauptsätze das Satzgefüge als Ganzes umgreifen und zu einer festeren Einheit zusammenfassen. Am Ende des 18. Jhs. finden sich daher alle bislang ausgeprägten Konstruktionsmöglichkeiten als stilistische Alternativen nebeneinander. Dazu Tschirch (II, 219) in seinem manchmal blumigen Stil:

„Das humanistisch-reformatorische Satzgefüge mit seinen tief gestaffelten Abhängigkeiten zusamt gelegentlichen Einschüben; das barocke Gefüge mit seiner Umkehrung der abfallenden in eine aufsteigende Satzlinie, die überhaupt erst einen Satzbogen mit innerer Spannung schafft; die auf einfache Reihung knapper Hauptsätze gerichtete Syntax der Aufklärung – dieses heftig divergierende dreifache Erbe wird im Sturm und Drang und in der deutschen Klassik um 1800 mit wachsender Souveränität gehandhabt. Ein und derselbe Autor beherrscht innerhalb der weit auseinandergerückten Pole alle Spielarten dieser drei Grundformen des Satzbaus und weiß sie aufs feinste dem anzupassen, was er jeweils dem Hörer oder Leser vermitteln will.“<sup>7</sup>

Um 1740 herum geht ferner, wie Eggers (IV, 93) schreibt, die

---

5 Zu derselben Stelle, mit vielen weiteren Belegen, s. auch Blackall (1966, 129). Aus Blackalls umfangreichem Werk der ‚Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775‘ empfehlen sich besonders die Kapitel ‚Die Theorie des Prosastils‘ (S. 110ff.), ‚Die Entwicklung der Erzählprosa‘ (S. 132ff.) und ‚Die Prosa der Reife‘ (S. 266ff.). Grundlegend für seine Darstellung ist die Annahme, das ‚Wiederaufleben des Interesses an lateinischer Prosa zur Zeit der Renaissance‘ habe in verschiedenen europäischen Literaturen ‚zur getrennten Entwicklung zweier völlig verschiedener Typen des Prosastils geführt‘: Der eine basiere auf Cicero, sei kompliziert, periodisch und bilde die Grundlage der Kanzleisprachen. Der andere basiere auf dem Stil Senecas und sei entweder ‚lose‘ oder kurz (S. 110f.). Gottsched, Gellert und als Vollendung Lessing huldigten demnach dem anticiceronianischen Stilideal der klaren Kürze, was sich auch in Lessings Angriff auf den Kanzleistil in den ‚Literaturbriefen‘ äußere (S. 273ff.).

6 Bei Tschirch (II, 21975, 218) und Eggers (IV, 1977, 46ff.) finden sich Beispiele aus Christian Fürchtegott Gellert, Christian Weise u.a. für den neuen Stil und Satzbau. Vgl. ferner v. Polenz (1978, 123ff.).

7 Es folgen als Beispiel zwei Abschnitte aus Goethes ‚Leiden des jungen Werthers‘ (S. 220).

„Führung im Sprachgeschehen [...] von den Professoren auf die Dichter über. Sie erkämpften der äußerlich jetzt geeinten Sprache die innere Freiheit. [...] in der Wortwahl und Wortbildung und in der Ausnutzung aller euphonischen, rhythmischen und syntaktischen Möglichkeiten befreiten sie sich vom Zwang der nüchternen Normen.“<sup>8</sup>

Vom Ende des 18. Jhs. an setzt in der Dichtung und Dichtungstheorie mit Herder, Lessing, dem Sturm und Drang und dann immer wieder, in verschiedenen Stilepochen, die bewußte Verwendung von Umgangssprache in der Literatur ein – bzw. dessen, was man für lebendig gesprochene Sprache hielt, solange man ihre Charakteristika nur durch Beobachtung, aber ohne überprüfbare Aufnahmen ermitteln konnte. Das bewirkt etwa die Aufnahme von Parenthesen, Anakoluthen, Ellipsen, Wiederholungen, Interjektionen – allerdings nie aus denselben Gründen wie in authentischer Sprechsprache, sondern rhetorisch gezielt, kalkuliert.

Am Ende des 19. Jhs. tritt neben diese literarisch genutzten, zum Stilmittel erhobenen Erscheinungen des mündlichen Sprachverkehrs eine ganz andere Beeinflussung der Schreibweise durch die Umgangssprache, der Eggers (IV, 134ff.) eine ausführlichere Analyse widmet: mit den sozialen Veränderungen, der Ausbildung einer neuen Intelligenzschicht, die in den rasch wachsenden Großstädten nicht mehr nur in humanistischen Gymnasien ausgebildet wird, sondern in wachsender Zahl in den neu gegründeten Realgymnasien und Oberrealschulen, erfolgt eine Abkehr von der Sprache des Bürgertums, bis diese Sprachtradition schließlich mit dem Aussterben der Schicht des sog. Bildungsbürgertums im 2. Weltkrieg als aktive sprachliche Kraft ganz zurücktritt und stattdessen eine Fülle unterschiedlicher Varietäten das heutige Deutsch repräsentieren.<sup>9</sup> Eine Folge dieser Entwicklung auf dem Gebiet des Satzbaus sieht Schildt (1984, 214) darin, daß sich die vom Ende des 18. bis zur Mitte des 20. Jhs. gleichberechtigt nebeneinander gepflegten Traditionen des parataktischen wie des hypotaktischen Satzbaus in den letzten Jahrzehnten deutlicher als zuvor zugunsten parataktischer Konstruktionen verschieben. An die Stelle des Satzgefüges trete oft der erweiterte einfache Satz, der mit mehreren Nominalgruppen angereichert ist, die recht unterschiedliche Strukturen aufweisen können. Zu ihrer stilistischen Wertung bemerkt Schildt: „Bei solchen Wortgruppen besteht vielfach die Gefahr, daß sie überladen werden; die Beziehungen zwischen den einzelnen Gliedern werden nicht mehr deutlich, so daß Unverständlichkeit die Folge sein kann“ (S. 214).<sup>10</sup>

Als weitere Erscheinung eines syntaktischen Wandels im 20. Jh. wird die wieder verstärkte Neigung zur Ausklammerung bzw. zu Nachträgen betrachtet.<sup>11</sup> Diese

8 Vgl. Blackall (1966, 292): Am Ende der Periode 1700–1775 habe Deutschland „auf dem Gebiet der Prosa eine Sprache“ errungen, „die jeden Vergleich mit den anderen Literatursprachen Europas aushielt“.

9 Eggers hält diese Entwicklung für so bedeutend, daß er vermutet, am Ende des 19. Jhs. werde später einmal in der Sprachgeschichtsschreibung eine neue Epoche angesetzt werden, s. Eggers (IV, 1977, 142f.) oder (1980, 603f.).

10 Der Ausbau nominaler Gruppen ist im übrigen nicht nur ein syntaktisches Phänomen der internen Satzgliedstrukturen, sondern zeigt Interdependenzen zur Wortbildung, vor allem in der stark vermehrten, häufig spontanen Ausbildung neuer deverbativer Substantive (vgl. Eggers 1980, 607). Diese wiederum verbinden sich mit immer komplexeren attributiven Gruppen (s. Drosdowski/Henne 1980, 626).

11 Vgl. Eggers (1980, 607) und Drosdowski/Henne (1980, 627). Die heutige Ausklammerungspraxis kann jedoch nicht direkt mit der Situation bis zum Ende des Frühneuhochdeutschen

neuen Ansätze entstanden, als der strenge Stilzwang zur absoluten Satzklammer zunächst unter dem Einfluß der gesprochenen Sprache aufgelockert wurde. Mittlerweile gelten gewisse Ausklammerungen auch in der Schriftsprache als Mittel, einen Satz verständlicher und klarer aufzubauen (s. Drosdowski/Henne 1980, 627). Trotz den hier angedeuteten Veränderungstendenzen dürfte die folgende Einschätzung der syntaktischen Grundstrukturen des heutigen Deutsch von Schmidt (1977, 276) zutreffen:

„Diese Entwicklung führt jedoch keineswegs zur Beseitigung des verbalen Rahmens und zur Ersetzung des Prinzips der Umklammerung durch das Gesetz der Reihung, wie das verschiedentlich vermutet wird [...]. Die Strukturform der Umklammerung bleibt das Grundprinzip des deutschen Satzbaus; ihre Anwendung wird freilich variabler und differenzierter.“

Mit diesem Ausblick bis in die Gegenwart, ja Zukunft sei der große Entwicklungsüberblick abgeschlossen, um einer differenzierteren Betrachtung Platz zu machen, welche die hier z.T. suggerierte Geradlinigkeit der Entwicklung modifizieren und ausgeklammerte widersprüchliche Tendenzen mit ins Licht rücken soll.

## II. Detailthemen

In B.I. habe ich dargelegt, welche Bereiche der Sprache von Arbeiten zur historischen Syntax früher und heute abgedeckt werden und mit einer Entwicklungsskizze des deutschen Satzbaus indirekt den Rahmen der Themen abgesteckt, die für die Ausbildung des Prosastils bzw. der verschiedenen stilistischen Varianten der deutschen Prosa vom Mittelalter bis zur Neuzeit von besonderer Bedeutung sind. Dies sind einmal diestellungsregeln im Satz, allen voran die für das Prädikat, und damit gekoppelt Veränderungen seiner Form, besonders der Ausbau der periphrastischen Formen mit *sein*, *haben* und *werden* im Passiv, Perfekt, Plusquamperfekt und Futur sowie die Konjunktivumschreibungen, die Satzklammern bilden können. Mit dem Gebrauch des Konjunktivs und der Verbstellung verbunden ist das Problem der formalen Kennzeichnung untergeordneter Sätze; dazu gehört auch die Einleitung abhängiger Sätze durch Subjunktionen (nach neuerer Terminologie) gegenüber der Nebenordnung gleichrangiger Sätze durch Konjunktionen und andere Satzverknüpfungsmittel. Für solche komplexeren Satzgefüge stellen sich sodann die Fragen nach ihrem möglichen Gesamtumfang, nach dem Verhältnis von Parataxe und Hypotaxe, nach dem Grad der Abhängigkeit der untergeordneten Sätze, nach deren Stellung vor, zwischen oder nach Hauptsatz u.s.w. All das zusammen charakterisiert in seiner je typischen Frequenz und Distribution die syntaktische Komponente des Prosastils und damit das Programm der weiteren Untersuchungen, wenngleich nicht ganz in derselben Reihenfolge.

In den folgenden vier Kapiteln wird zunächst jeweils das wichtigste Grundwissen aus der Forschungsliteratur referiert. Wo dieselben Daten unterschiedlich gedeutet werden können, soll die Diskussion konträrer Standpunkte das Problembewußtsein schärfen und u.U. den Ansatzpunkt für neue Interpretationsmöglichkeiten aufzeigen.

---

verglichen werden: Die ursprüngliche „Ausklammerung“ aller möglichen Satzglieder hing mit der noch nicht festen Verbstellung zusammen, vgl. genauer u. S. 128ff.

Zur Verdeutlichung sind stets Satz- und Textbeispiele herangezogen – zunächst die Belege der zitierten Untersuchungen, mehrmals aber auch zusammenhängende selbstgewählte Beispieltexte, bevorzugt aus dem Frühneuhochdeutschen: Mit diesen synchronen Analysen sollen exemplarisch Arbeitsweisen vorggeführt werden, deren Anwendung auf die große Zahl unterschiedlichster Prosacorpora, die in A.II. vorge stellt wurden und weitgehend noch der Bearbeitung und vergleichenden Auswertung harren, die Erforschung der ‚Prosastilsorten‘ in Zukunft weiterbringen müßte.

## 1. Satzverknüpfungsmittel

Wenn an älteren Syntaxdarstellungen kritisiert werden kann, daß sie viele Fragen des Satzbaus nicht oder kaum behandeln (s. B.I.1.), so gilt das nicht für die Satzverknüpfung.<sup>1</sup> Im Gegenteil: häufig erschöpfte sich die ‚Syntax‘ in deren Beschreibung<sup>2</sup> (mit der traditionellen Verwendung des Sammelbegriffs ‚Konjunktionen‘ für bei- und unterordnende Anschlußmittel). Überblickswerke der älteren Forschungsliteratur sind u.a. Erdmanns Otfrid-Syntax (1874/76), Pauls ‚Deutsche Grammatik‘ (1916ff.) und besonders Behaghels ‚Deutsche Syntax‘ (III, 1928, 48–355). Ausführliches Belegmaterial liefert ferner das sog. Grimmsche Wörterbuch (DWB), vor allem in Beiträgen der jüngeren Zeit und neubearbeiteten Artikeln.

In den letzten 20 Jahren sind viele Arbeiten über den ‚Konjunktionen‘-Gebrauch einzelner Autoren/Texte erschienen. Einige werden von Wolf (1981a, 206ff.) zusammengefaßt; vergleichende Tabellen illustrieren die sich an diesem Material abzeichnenden Entwicklungstendenzen. Ausführliche Überblickstabellen über die Entwicklung vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen bieten ferner Fleischmann (1973, 172ff.), Sonderegger (1979, 287ff.) und, spezieller vom Bestand bei Otfrid ausgehend, Wunder (1965, 470f.).

### a) Definitions- und Subklassifizierungsprobleme

Der Bereich der Satzverknüpfungsmittel kann nach semantischen, funktionalen und syntaktisch-strukturellen Kriterien gegliedert werden. Meistens wird dieses Problem in den einleitenden Definitionen von Spezialarbeiten behandelt. So erklärt etwa Handschuh (1964, 5f.) die terminologischen Unterschiede, die sich in den Grammatiken finden, z.T. aus ihren unterschiedlichen Zielen: Eine diachronische Betrachtung vereinige „das sprachgeschichtlich Zusammengehörige, ohne Rücksicht auf feinere semantische oder syntaktische Unterschiede innerhalb einer gegebenen Zeitebene“, der Schwerpunkt liege auf der Entwicklung der betreffenden Wörter. Eine synchronische Untersuchung dagegen müsse „zunächst ein Einteilungsschema schaffen, das vor allem das gegenseitige Verhältnis der Partikeln ins Auge fasst und deshalb die verschiedenen Partikeln nach ihren syntaktischen Funktionen ordnet.“ Bei dieser Gliederung berücksichtigt sie folgende Kriterien:

---

1 Ich verwende diesen Terminus hier als den mir am passendsten erscheinenden Überbegriff – wie etwa Schrodts (1983, 103), s.u. Anm. 7 –, wenngleich er von einigen Autoren nur für eine bestimmte Subklasse herangezogen wird (s.u. zu Wolf 1978).

2 R. P. Ebert (1986) begründet damit, daß er sie nicht abermals behandelt (vgl. o. S. 69).

1. Die Unterscheidung von „Satzverbindung und Satzgliedverknüpfung“
2. Die Unterteilung der Mittel der Satzverbindung gemäß der Wortfolge nach der einleitenden Partikel:
  - a) in gerader Wortfolge: „... *denn wir kommen gerne*.“
  - b) in invertierter Wortfolge: „... *darum kommen wir gerne*.“
  - c) mit Endstellung des Verbums: „... *weil wir gerne kommen*.“

2a) und b) sind selbständige Sätze, „sie können einem anderen Satz beigeordnet sein“; die Partikeln *denn* und *darum* werden daher als beordnende bezeichnet. 2c) ist stets ein abhängiger Satz, die Partikel hat unterordnende Funktion. Die Bezeichnung ‚Konjunktion‘ findet sich in der älteren Literatur entweder für die Gruppen 1 und 2 – so etwa bei Behaghel – oder nur für eine der Unterabteilungen, am häufigsten für 2c) (heute oft ‚Subjunktion‘ genannt), während 2a) und b) verschiedene Benennungen erfahren haben. Handschuh selbst nennt alle diejenigen Partikeln Konjunktionen, die einen Satz ohne Inversion des Verbs einleiten (also a) und c)), mit dem Zusatz ‚hauptsatz-‘ oder ‚nebensatzeinleitend‘. Diejenigen Wörter, die wie bei b) Inversion bewirken, nennt sie hingegen ‚Adverbien‘.

Intensiver widmet sich dem Subklassifizierungsproblem auch Wolf (1978; 1979). Er behandelt jedoch nur ‚Satzkonnektoren‘ (keine Subjunktionen!). Darunter faßt er (1978, 22ff.) die parataktischen Konjunktionen und die Adverbien (vor allem Pronominaladverbien) zusammen, die eine Satzanknüpfung leisten. ‚Satzanknüpfung‘ unterscheidet er von ‚Satzverknüpfung‘, bei der hauptsächlich durch lexikalische Mittel wie Wortwiederholung, Paraphrase oder Anapher<sup>3</sup> eine semantische Kohäsion hergestellt wird. Bei der Satzanknüpfung hingegen werde Bezug auf den Inhalt des ganzen vorhergehenden Satzes genommen. Allerdings liege bei den neutralen Demonstrativa *das* und *dies* eine Überlappung von Ver- und Anknüpfung vor, da man sich mit ihnen sowohl auf einzelne vorerwähnte Substantive beziehen, aber auch verbale Aussagen zusammenfassen kann. Dazu ein eigenes Beispiel [A.B.]:

- a) *Seine Eltern schenkten ihm ein Auto. Das war blau.* (= Verknüpfung)
- b) *Seine Eltern schenkten ihm ein Auto. Das/Dies war an seinem 25. Geburtstag.* (= Anknüpfung)

Im Fall b) haben *das* und *dies* zwar nach Wolf (1978, 26) textsyntaktisch dieselbe Leistung wie Konnektoren, verhalten sich aber satzsyntaktisch anders, indem sie die Rolle von Ergänzungen einnehmen, während Adverbien als (freie) Angaben fungieren und Konjunktionen keinen Satzgliedwert haben.

Im Gegensatz zu Handschuh betrachtet Wolf also Konjunktionen und andere Konnektoren (wie Pronominaladverbien) als parallele Mittel der Satzanknüpfung, auch wenn aus formalsyntaktischen Gründen zwei Gruppen auseinanderzuhalten seien, nämlich die Konjunktionen, die keinen Einfluß auf die Wortstellung haben, und Adverbien wie Handschuhs *darum* oder *dann*, *deshalb*, die im Satz die Rolle eines Satzgliedes einnehmen und daher in Spitzenposition Inversion bewirken. Anders als die Konjunktionen, die nur an der Spitze eines Satzes, ihn einleitend, stehen können, sind die Adverbien als selbständige Satzglieder im Satz frei verschiebbar. Es ist allerdings wichtig für die Festlegung, wann bestimmte Adverbien als

3 S. u. S. 143 zu de Boor (1926f.).

Satzkonnektoren fungieren, daß sie in diesem Falle immer in der syntaktischen Rolle der Angabe vorkommen, also prinzipiell wegläßbar sind.<sup>4</sup>

Versteht man Konjunktionen derart als eine Subklasse der Konnektoren, so definiert man sie folglich wesentlich enger als in der traditionellen Grammatik, die diesen Begriff als Sammelbezeichnung für verschiedenste Formen der Satzan- und -verknüpfung verwandte, wie auch noch Eisenmann (1973), dessen System ähnlich von Rieck (1977) übernommen ist: Beide schließen unter ‚Satzkonjunktionen‘ sowohl Subjunktionen mit ein wie auch Pronominaladverbien, die syntaktisch als Ergänzung fungieren oder sich nur auf Teile des vorhergehenden Satzes beziehen.<sup>5</sup>

Im Anschluß an die obigen Beispiele a) und b) fungiert ein Pronominaladverb als Ergänzung in:

c) *Seine Eltern schenkten ihm ein Auto. Darüber freute er sich sehr.*

Allerdings muß auch Wolf einräumen, daß innerhalb der Gruppe der Konnektoren (nach seiner Definition) die Unterscheidung zwischen Konjunktionen und Adverbien im Mittelhochdeutschen noch nicht so scharf durchgeführt werden könne wie im Neuhochdeutschen, da die Wortstellung freier war. Dies gilt erst recht für das Althochdeutsche. Schrodtt (1983, 103f.), der „Satzanknüpfung, Satzverknüpfung und Subjunktion“ als Ausdrucksmittel beschreibt, die „in dieser Reihenfolge einen zunehmenden Grad von Abhängigkeit syntagmatischer Einheiten“ bezeichnen, weist darauf hin, daß derartige Unterscheidungen Probleme „der Bezeichnungs- und nicht der Bedeutungsebene“ seien. Bei der Suche „nach eindeutigen formalen Kriterien“ müsse man „damit rechnen, daß die Grenze in den verschiedenen Sprachstufen anders verläuft“.<sup>6</sup>

#### b) Zur Herkunft einiger Satzverknüpfungsmittel

Die Entstehung der einzelnen Satzverknüpfungsmittel kann hier nicht detailliert erörtert werden. Es ist davon auszugehen, daß zunächst nicht nur bei den Konnektoren die Grenze zwischen Adverbien und Konjunktionen teilweise fließend war, sondern

4 Zu Satzgliedrollen und Valenzbindung s. Schrodtt (1983, 93f.).

5 In seiner Rezension von Riecks Diss. tadelt Wolf (1980, 425) dieses Vorgehen als „nicht günstig, ja kaum noch vertretbar“.

6 Wenn Schrodtt (1983, 103) „Konjunktoren, Subjunktoren und andere Partikeln“ vom „funktionellen Standpunkt aus“ als „parallele Mittel der Satzverknüpfung“ beschreibt, folgt er darin, wie Wolf (1978), weitgehend Dressler (1972, 70f.). – In de Beaugrande/Dressler (1981, 76f.) werden, in anderer Terminologie, dieselben Sprachmittel als ‚junktive Ausdrücke‘ oder ‚Junktive‘ bezeichnet, deren Funktion es sei, „die Relationen zwischen Ereignissen und Situationen zu signalisieren“. „Zumindest vier Haupttypen sollten diskutiert werden“: Konjunktion, Disjunktion, Kontrajunktion und Subordination. – Synchron ist die Unterscheidung von Bedeutungs- und Bezeichnungsebene für das Neuhochdeutsche konsequent in die Beschreibung zusammengesetzter Sätze und äquivalenter Strukturen von Boettcher/Sitta (1972) eingegangen, auf deren Ordnung „nach dem Wert der Beziehung zwischen Hauptsatz und Nebensatz“ auch das Kapitel „Der zusammengesetzte Satz“ in der Duden-Grammatik (1984, 665ff.) fußt. – Stellungsvarianten bestimmter Satzkonnektoren (im Neuhochdeutschen), speziell im Vor- bzw. Vorvorfeld, behandelt unter dem Terminus „Para-Konjunktionen“ mit pragmatisch-kommunikativer Funktionsbeschreibung Thim-Mabrey (1985).



daß auch viele Subjunktionen aus Adverbien entstanden sind und mit diesen homonym blieben. Aus dem temporalen Feld führt Wolf (1981a, 99) u.a. drei Beispiele zu *tho* aus Otfrid an:

Hauptsatz: *tho spráh ouh filu blider ther alto scálc siner.* I, 15, 14 (‘Da sprach (auch) sehr freundlich sein alter Knecht/Diener’)

Untersatz: *Tho krist in galiléa quam, ward thaz tho mári sos iz zam.* III, 2, 1 (‘Als Christus nach Galilea kam, wurde das dort bekannt wie es sich ziemte’ – Endstellung des finiten Verbs).

*Thes dages was in wára sámbazdages fíra/tho drúhtin thio únganzi nám fon themo kúmigen man.* II, 4, 33f. (‘An dem Tage war (fürwahr) die Feier des Sabbats, als der Herr die Krankheit von dem kranken Manne nahm’ – Späterstellung des finiten Verbs).

Im Hauptsatz wird man *tho* im Neuhochdeutschen mit dem Adverb *da* wiedergeben, in den beiden untergeordneten Sätzen hingegen mit der Subjunktion *als*.

Zur Herkunft und Bedeutung der satzeinleitenden Partikeln im Althochdeutschen (speziell zu Otfrid) gibt Wunder (1965, 437ff.) ausführlich Auskunft. Die meisten dieser Partikeln – bis auf konditionales *oba*<sup>7</sup> und kausales *wanta*<sup>8</sup> – gehen auf ursprüngliche Demonstrativpronomina oder -adverbien zurück. Wunder (S. 446) nimmt folgende Untergliederung vor:

1. Zur demonstrativen Bedeutung tritt eine relative, so bei den Einleitungen der nachgestellten Nebensätze mit *ther*, *thar*, *so* (temporal, nhd. *wenn*) und *thoh* (konzessiv).
2. Die demonstrative Bedeutung geht verloren zugunsten der relativen, so bei den Einleitungen der vorangestellten Nebensätze *so* (temporal, nhd. *als*), *tho* (temporal).
3. Die demonstrative Bedeutung geht verloren durch den Übertritt in den Nebensatz bei *thaz*.

Da die unter 1. mitgenannten Relativsätze und die unter 3. angeführten *daß*-Sätze meistens als älteste Nebensatztypen angesehen werden, seien an dieser Stelle einige Hypothesen über ihre Entstehung angeführt, zumal sie exemplarisch auch für die Genese anderer Nebensatzarten stehen.<sup>9</sup>

<sup>7</sup> Zur Unklarheit über die Etymologie und Entwicklung von *oba* vgl. zusammenfassend Wunder (1965, 133ff.). Die ältere Forschung (Wilmanns, Behaghel und noch Dal) sah den Ursprung der Konjunktion im Substantiv ahd. *iba* ‘Zweifel’, teilweise wird aber auch dessen Ursprung in der Konjunktion gesehen. Als (im Vergleich zu anderen Konjunktionen sehr abstrakte) Grundbedeutung glaubt Wunder auf jeden Fall „eine Unsicherheit, ein Schwanken“, „die reine Hypothese“ ansetzen zu können; daraus leite sich ihr vielfältiger Gebrauch als Konjunktion ab (S. 134).

<sup>8</sup> S. u. S. 87ff.

<sup>9</sup> Vgl. aber auch die kritische Distanzierung von Lenerz (1984, 3f.) zur „sogenannten ‚Entstehung‘ der Nebensätze“, „sowohl aus rein terminologischen wie aus allgemein strukturellen Gründen“: Eingebettete Sätze habe es stets gegeben, ein Wandel bestehe – vor allem innerhalb der Sprachgeschichte des Deutschen – „lediglich in der strikten Subkategorisierung satzeinleitender Elemente sowie bei bestimmten sprachspezifisch festgelegten ‚markierten‘ Erscheinungen“. In seinem 2. Kap. (S. 55ff.) behandelt Lenerz die Entwicklung der *daß*-Sätze und der Relativsätze genauer (einschließlich der traditionellen Entstehungstheorien), und zwar im Rahmen der generativen Grammatiktheorie.

## a) Die Relativsätze

Weitgehend übereinstimmend wird angenommen, daß sich das Relativpronomen im Deutschen aus dem Demonstrativum entwickelt hat. Über den Vorgang im einzelnen gibt es jedoch verschiedene Hypothesen, von denen hier drei referiert werden:<sup>10</sup>

1. Dal (1966, 198ff.) u.a. halten die Herleitung von einem asyndetischen Relativsatz für wahrscheinlich:

- (1) *in droume sie in zeltun then weg sie faran scoltun* („Im Traum sagten sie ihnen den Weg, den sie ziehen sollten“, Otfrid, nach Dal 1966, 198)

Dieser Satztyp verschwinde jedoch früh aus der Schriftsprache, als Regel setze sich stattdessen der Typ mit Einleitewort durch. Ein Demonstrativum im Hauptsatz sei bereits in vorhistorischer Zeit zum Ausgangspunkt der Umbildung geworden:

- (2) *antwurta demo za imo sprah* („Er antwortete dem, der zu ihm sprach“, Matt. Ev., nach Dal 1966, 199)<sup>11</sup>

Werde in Haupt- und Nebensatz derselbe Kasus verlangt, könne nicht ohne weiteres entschieden werden, zu welchem Satz das Pronomen gehört, ob es also als Demonstrativum oder als Relativum zu fassen ist; in solchen Fällen habe sich die Ersparung eines der beiden Pronomina lange erhalten, s. Beispiel (3) für das Pronomen, (4) für demonstratives Adverb, das dieselbe Entwicklung vom Demonstrativum zum Relativum mitmache:

- (3) *thō liefun sār thie nan minnōtun meist* („Da liefen sogleich die (herbei), die ihn am meisten liebten“, Otfrid, nach Dal 1966, 199)

- (4) *thu giangi thara thu woltōs* („Du gingst (dahin), wohin du wolltest“, Otfrid, nach Dal 1966, 199)

2. Derselbe Befund wird hingegen von Behaghel (III, 1928, 766) oder Wunder (1965, 397ff.) umgekehrt gedeutet: Da asyndetische Konstruktionen im ältesten Englischen wie Deutschen oder Nordischen nur selten belegt sind und sich erst in jüngeren Stufen dieser Sprachen häufen, halten sie den Wegfall des Relativpronomens und damit die asyndetischen Relativsätze für sekundär gegenüber den mit Relativum angeschlossenen. Sie gehen also vom Vorhandensein des Relativpronomens aus. Als Ausgangsform betrachten sie im Althochdeutschen den Korrelattyp, wo dem Relativpronomen des Relativsatzes im übergeordneten Satz ein Bezugswort entspricht:

- (5) *ther diufal ist iru inne, ther fiant ist io manne* („Der Teufel ist in ihr, der dem Menschen immer feind ist“, Otfrid, nach Wunder 1965, 398)

Wunder (1965, 397f.) argumentiert, dieses Relativsatzgefüge könne nur aus der Koordinierung zweier Sätze entstanden sein: Ein ursprünglich zweiter Hauptsatz, der

10 Zur Forschungsgeschichte der Relativsatzmarkierungen im Germanischen allgemein, besonders aber im Alt- und Mittelenglischen (und noch spezieller in „Middle Scots“) vgl. Romaine (1982, 53ff.). Die Autorin erörtert am Beispiel des Relativsatz-Systems die problematische Unterscheidung und vor allem Bewertung parataktischer und hypotaktischer Strukturen unter dem Einfluß der griechisch-lateinischen Grammatik: vgl. nochmals u. S. 163.

11 Die Hervorhebungen in den folgenden Beispielsätzen sind großenteils von mir (A. B.).

mit einem Demonstrativpronomen (hier *ther*) eingeleitet ist, folgt dem ersten, in dem das Bezugswort des Demonstrativums steht (*ther diufal*). Man könne sich den zweiten Satz noch leicht als Hauptsatz vorstellen, nur die Wortstellung führe dazu, einen Nebensatz anzunehmen (*fiant ist* statt *ist fiant*).

3. Nochmals eine andere Herleitung des Relativsatzes findet sich bei Tschirch (I, <sup>3</sup>1983, 179f.): Er geht aus von Fällen wie (6), in denen auf ein Personalpronomen (später Demonstrativpronomen, s.(7)) das Ortsadverb *thâr* (> *der* > *do/da*) folgte, das ursprünglich die Satzverknüpfung bewirkt habe:

(6) *Trohtin almahtiger, tû der pist einiger trôst* („Allmächtiger Herr, der du die einzige Zuflucht bist“, Otloh's Gebet, nach Tschirch I, <sup>3</sup>1983, 179)

(7) *Lazarus, then thâr erwacta ther heilant* („Lazarus, den der Heiland erweckte“, Tatian, nach Tschirch I, <sup>3</sup>1983, 179)

Nachdem dieses *thâr/do/da* im Satzrhythmus immer stärker zurückgetreten und schließlich verstummt sei, sei die ihm innewohnende Kraft der Verknüpfung auf das Demonstrativum selbst übergegangen und habe es auf diese Weise zum echten, Nebensatzeinleitenden Relativpronomen gemacht. Diese Umbildung sei mit der Stellung des finiten Verbs ans Satzende abgeschlossen:

(8) *der bôum, der bî demo rinneten wazzare gesetzet ist* (Notker, nach Tschirch I, <sup>3</sup>1983, 180) (< *lignum quod plantatum est secus decursus aquarum*)

Das Beispiel aus Notker bedeutet jedoch nicht, daß der Relativsatz seitdem in dieser noch heute gültigen Form schon zur Regel wurde: die auf die spätere Norm vorausweisende Konstruktion bleibt vielmehr bis nach Luther nur eine unter verschiedenen anderen Realisationsmöglichkeiten.<sup>12</sup>

Die drei referierten Herleitungen für den Relativsatz (z.T. anhand von Beispielen desselben Autors, s. die Otfrid-Belege) vereinfachen die Forschungssituation und ihre Kontroversen immer noch stark. Eine weitere Rolle in der Diskussion spielt etwa die Annahme einer gemeinwestgermanischen Relativpartikel *pe/the*, die für Tschirchs großenteils auf Behaghel zurückgehende Herleitung heranzuziehen wäre. Erdmann (1874/76) hat in seiner Otfrid-Syntax Thesen über dieses *the* als älteste Nebensatzeinleitung aufgestellt, deren Widersprüchlichkeit bei Wunder diskutiert ist.<sup>13</sup>

---

12 Zum „Zusammenspiel von Einleitewort und Verbstellung im Relativsatz“ bei Luther in Kombination mit den seit althochdeutscher Zeit zwischengestellten „Partikeln in relativsatzanzeigender Funktion“ (*da, also*) s. genauer Lühr (1985, 37ff.) in Weiterführung von Untersuchungen A. Lehmanns, C. Frankes, K. Baldaufs. Vgl. ferner R.P. Ebert (1986, 159f.) und Schieb (1978b, 515) zur Textsortenspezifität der einzelnen Varianten.

13 Aus Wunders (1965, 323ff.) Kapitel über Relativsätze ist zu ersehen, wie komplex das Problem wird, wenn man noch die verschiedenen Typen von Relativsätzen (ergänzende, spezifizierende, verallgemeinernde, weiterführende etc.) mit berücksichtigt. Kürzer, aber in der Komprimierung u.U. nicht ganz leicht verständlich ist die Darstellung bei Ebert (1978, 21–23); im Anschluß folgen, wie auch bei Dal (1966, 200–207), weitere Relativpartikeln. Vgl. ferner R.P. Ebert (1986, 157ff.) zur Entwicklung der Relativsätze im Zeitraum 1300–1750.

### ß) Die *daß*-Sätze

Auch die Entstehung der *daß*-Sätze reicht in vorliterarische Zeit zurück. *Daß* begegnet schon in den ältesten althochdeutschen Texten als Subjunktion. Sie ist ebenfalls aus dem Demonstrativpronomen entstanden, und zwar aus dem Nom./Akk. Sg. Neutrum; die Unterscheidung der Schreibweisen (*das/daß*) bürgerte sich erst nach dem 16. Jh. ein. Die Entwicklung zur Subjunktion wird mit der Fähigkeit des Neutrums erklärt, sich auf einen Vorstellungskomplex zu beziehen. Ebert (1978, 26) demonstriert die Herleitung der hypotaktischen Konstruktion aus einer parataktischen an folgendem Beispiel des Neuhochdeutschen:

- (9) *Ich weiß, daß er kommt / Ich weiß das: er kommt*  
Dem entsprechen Sätze wie der von Otfrid:

- (10) *joh gizalta in sar thaz: thiū salida untar in was* („und erzählte ihnen alsbald, daß das Heil unter ihnen wäre“, Otfrid, nach Ebert 1978, 26 und Dal 1966, 191)

Die Versgliederung zeige, „daß *thaz* als Demonstrativ zum ersten Satz gehört“; durch „Verschiebung der Satzgrenze“ sei dann der hypotaktische Typ entstanden. In anderen Fällen, und zwar weit häufiger, leitet *thaz* bei Otfrid jedoch schon den Folgesatz ein, wird syntaktischer Ausdruck der Unterordnung, also Subjunktion:

- (11) *wánt er deta mári, thaz druhtin quēman wari* („denn er tat kund, daß der Herr gekommen sei“, Otfrid, nach Tschirch I, 1983, 180)<sup>14</sup>

Im Schriftlichen gibt es das ganze Mittelalter über Formen, in denen, nach Tschirch (I, 1983, 180f.), „der Wechsel von der ursprünglichen vorausdeutenden zu der späteren zurückweisenden Funktion dieses *daz* im Augenblick des Umschlags wie in einer Momentaufnahme festgehalten ist“:

- (12) *wanta er ni hórta man thaz: / thaz io fon mágadburti man gibóran wurti* („denn nie zuvor hörte man (das), daß ein Mensch durch jungfräuliche Geburt geboren worden sei“, Otfrid, nach Tschirch I, 1983, 181)

Ein Beispiel für viele aus dem Mittelhochdeutschen:

- (13) *ich will das uff yn bezugen das es nit enist* („Prosa-Lancelot“, nach Betten 1980a, 199)

Im mündlichen Gebrauch ist diese Form auch im Gegenwartsdeutsch häufig anzutreffen:

- (14) *denn das weiß der Honecker sehr gut daß er im Grunde nichts anderes versuchen kann als [...]* (aus dem Freiburger Textcorpus übernommen von Betten 1980a, 199)

Beispiele der pronominalen Wiederaufnahme wie unter (12) bis (14) sind auch als „anaphorische Syndese“ bezeichnet worden.<sup>15</sup> In der Forschungsliteratur werden die in (9) bis (14) vorgeführten Verwendungen von *thaz*-Sätzen als Objekt- und auch

14 Als weiteres Zeichen der Abhängigkeit oder Unterordnung kann man in (11) noch den Konjunktiv (*wari*) betrachten (= doppelt markiert). Zum Modus der Inhaltssätze im Alt- und Mittelhochdeutschen s. ausführlich Schrodtt (1983).

15 S. u. S. 143.

als Subjektsätze oft als Urtyp der *daß*-Sätze betrachtet;<sup>16</sup> von ihnen sei die Grenze zu kausalen, finalen und konsekutiven Sätzen mit *thaz*-Einleitung fließend und in jedem Fall als sekundäre Weiterentwicklung einzustufen.<sup>17</sup>

c) Die Veränderungen der Funktionsklassen der Nebensatzeinleitungen  
anhand einiger charakteristischer Beispiele

Das Feld der Satzneben- und -unterordnungsmittel hat im Laufe der historisch beobachtbaren Sprachentwicklung seit dem Althochdeutschen mehrfach Umstrukturierungen erfahren.

Dies soll im folgenden exemplarisch an einigen Kausalsubjunktionen hinsichtlich ihrer Herkunft, Bedeutungsverschiebung und den jeweiligen Konkurrenten erläutert werden. Die Frage nach den dahinterstehenden Triebkräften und Tendenzen ist eine der zentralen für Erklärungsversuche des syntaktischen Wandels.

Begonnen sei mit der Kausalsubjunktion nhd. *da*. Ihre Herausbildung geht auf den Zusammenfall zweier althochdeutscher Adverbien zurück, nämlich von lokalem *thār/dār/dō* und temporalem *thō/dō*. Dieser Zusammenfall beruht nicht nur auf lautlichen Entwicklungen, vielmehr kam es auch zu einer bedeutungsmäßigen Annäherung zwischen den beiden Wörtern. Dal (1966, 207f.) weist darauf hin, daß schon im Mittelhochdeutschen das Ortsadverb *dā* in Verbindungen wie *dā nāch* temporale Bedeutung annimmt und daß sich „der Übergang von lokaler zu temporaler Bedeutung“ bei *thār* in abhängigen Sätzen bereits im Althochdeutschen studieren lasse. Im folgenden Beispiel (s. schon o. Nr. 7) hat *thār* noch deiktische Funktion:

(15) *Lazarus, then thār erwacta ther heilant*

Otfried-Belege (beide nach Dal 1966, 208) zeigen *thār* sowohl als reines Relativadverb

(16) *in krippha man nan legita, thār man thaz fihu nerita* („Man legte ihn in eine Krippe, wo/in der man das Vieh fütterte“)

wie auch mit Annäherung an temporale Bedeutung:

(17) *thār Joseph was in lante ... quam imbot imo in droume* („Da/als Josef im Lande ... war, kam ihm/erhielt er im Traum den Auftrag“)

Im Mittelhochdeutschen blieb jedoch die Trennung von lokalem *dā* und temporalem *dō* noch erhalten. Die temporale Verwendung von *da* hat nach Dal (1966, 208) „ihren Ausgangspunkt in Verbindungen, in denen das Wort als relatives Adverb auf ein Nomen mit zeitlicher Bedeutung bezogen wird: *zu der Zeit, da; im Augenblick, da* u. ähnl.“. In rein lokaler Bedeutung wird das relative *da* im Neuhochdeutschen durch *wo* ersetzt. Als Temporalsubjunktion in Fortsetzung von mhd. *dō* wird *da* im Neuhochdeutschen allmählich von *als* verdrängt; als Temporaladverb bleibt es hingegen erhalten und ist wie in mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen narrativen Texten als Satzverknüpfungselement mit anreihender, die Erzählung fortsetzender Funktion auch heute noch im Mündlichen häufig:

16 So von Müller/Frings (1959), vgl. Ebert (1978, 26f.).

17 Diese Spezifizierung erfolgte zunächst in Kombination mit anderen Partikeln, vgl. u.a. Ebert (1978, 26f.), Sonderegger (1979, 290f.).

(18) *Da hab' ich ihn gesehen, und da hab' ich gedacht ...*<sup>18</sup>

*Da* verschwindet jedoch nicht ganz aus dem Bestand der neuhochdeutschen Subjunktionen, nimmt aber eine andere Bedeutung an:<sup>19</sup> Unter Voraussetzung der temporalen Bedeutung beginnt eine Verwendung, die den Inhalt des Nebensatzes in ein logisches Verhältnis zu dem des übergeordneten Satzes setzt. Ein solches logisches Verhältnis ist das kausale: *da* leitet seit dem 17./18. Jh. untergeordnete Sätze ein, die einen gegebenen oder als bekannt vorausgesetzten Tatbestand (= Unterschied zu *weil*) als Begründung des im übergeordneten Satz Ausgesagten anführen. Somit kommt es zu der heute ausschließlich kausalen Bedeutung der Subjunktion *da*. In dieser Funktion wiederum ersetzt *da* das mhd. *sīt*.

*Sīt* war ursprünglich ein komparatives Adverb ('später/früher', formal erkennbar im got. *seips*), das im Althochdeutschen sein Komparationssuffix verlor und als Temporalsubjunktion fungierte, im Späthochdeutschen und Mittelhochdeutschen auch kausale Bedeutung annahm, in dieser aber später von *da* abgelöst wurde, während die temporale Bedeutung bis heute weiterlebt.

Im Umfeld von *da* sei noch *als* betrachtet, das *da* als Temporalsubjunktion verdrängt hat. Es ist entstanden aus modal-temporalem *so*, angereichert durch das verstärkende Pronominaladjektiv *al*.

Dieses *als(o)* ist in seiner Bedeutung zu unterscheiden von der Vergleichskonjunktion *also*, die später von *wie* verdrängt wird; doch heißt es noch bei Lessing:

(19) *so ähnlich als ein Tropfen Wasser dem anderen*.

Die Verwendung von *als* als Temporalsubjunktion, die das Eintreten einer Handlung in der Vorzeit angibt, findet sich zwar (nach Dal 1966, 213) schon im Althochdeutschen:

(20) *alsō min wine ze mir sprah, dō wart min sēla zerennet* ('Als mein Geliebter zu mir sprach, da zerfloß meine Seele', Williram),

doch im Mittelhochdeutschen dominiert zunächst eine verallgemeinernde Bedeutung, die mit *swenne* (nhd. *wenn*) zu vergleichen ist: die heutige Bedeutung wird erst vom 15. Jh. an häufiger, noch Luther verwendet *da* und *als* als Temporalsubjunktionen nebeneinander.

Ähnlich ließen sich viele Kon- und Subjunktionen in ihrer Entwicklung und ihrem Bedeutungswandel darstellen. Die bisherigen Beispiele sollten die allgemeine Tendenz illustrieren, daß für die Mittel der Satzverknüpfung neben den schon genannten deiktischen Funktionen der alten Demonstrativa häufig lokale Bedeutungen anzusetzen sind, die in temporale übergehen können. Dieses Stadium präsentiert sich weitgehend im Althochdeutschen. Wolfs (1981a, 101) Tabelle zu Otfrid und Notker macht deutlich, daß das Feld der Temporalsubjunktionen im Althochdeutschen am dichtesten besetzt ist, allerdings bei Notker am Ende dieser Periode weniger als bei Otfrid. Hier kündigen sich (nach Wolf, S. 101f.) bereits Veränderungen im Sprachsystem an:

18 Vgl. mit Beispielen (und weiteren Literaturangaben) zum Mittelhochdeutschen und Neu-hochdeutschen Betten (1980b, 23, 31f.), Betten (1985a, 268f.), Wolf (1979, 443f.), zum Märchen Simmler (1981, 363ff.).

19 Genauer Grimm, DWB (VI, <sup>2</sup>1983, 10ff.).

„Die temporalen Subjunktionen nehmen ab, die der Begründung im weitesten Sinn (kausal: tatsächlicher Grund, konditional: möglicher Grund, konzessiv: unzureichender Grund) hingegen nehmen zu.“

Sofern die neuen Subjunktionen nicht „aus vorhandenen Wörtern, meist Adverbien oder Sequenzen von Partikeln“ entstehen, geschieht dies „durch ‚Übertritt‘ von einer Funktionsgruppe in eine andere“ (wie etwa *sīd*, das bei Otfrid temporal, bei Notker kausal verwendet ist). Wolf betont jedoch, daß die Zahl der logisch-semantischen Klassen, der möglichen Gedankenverhältnisse, nicht zunehme, auch nicht zum Neuhochdeutschen hin: die Differenzierungen lassen sich vielmehr „innerhalb der Klassen beobachten“. Eine weitere Überblickstabelle, zusammengestellt aus einschlägigen Spezialuntersuchungen zum Mittelhochdeutschen zeige,

„daß der Kernbestand vom frühen bis ins späte Mittelalter gleich bleibt; dies gilt für alle vier dargestellten logisch-semantischen Klassen. In den Bereichen, in denen das Mittelhochdeutsche Neuerungen gegenüber dem Althochdeutschen aufweist, war das althochdeutsche System unzulänglich. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn wir die beiden spätmittelalterlichen Systeme betrachten: Während im temporalen Bereich die Subjunktionen, die allgemein-zeitliche Verhältnisse anzeigen, ziemlich konstant bleiben, ist das Teilfeld der speziell-zeitlichen Subjunktionen in stärkerer Bewegung. [...] Es handelt sich um Versuche in einzelnen Texten, spezielle Zeitverhältnisse vor allem mit subjunktionalen Syntagmen wiederzugeben. [...] Ähnliches trifft auch für die weiteren Gedankenverhältnisse zu. Lediglich die Klasse der konditionalen Relationen kommt mit weniger und einfacher strukturierten Elementen aus“ (Wolf 1981a, 208).

Motor der gesamten Entwicklung der Satz- bzw. speziell der Nebensatzeinleitungen wäre demnach eine fortschreitende Ausdifferenzierung bzw. Präzisierung der logisch-semantischen Funktionsbezeichnungen. Dies führt schon zur Umbildung des althochdeutschen zum mittelhochdeutschen System, dann aber noch radikaler, mit einer breiten Neu- und Umstrukturierungsphase im Frühneuhochdeutschen, zur Ablösung des mittelalterlichen Systems durch das neuhochdeutsche. Sonderegger (1979, 290) hebt an diesem Prozeß neben dem quantitativen Ausbau die „Ausgliederung auf bestimmte ausschließliche Funktionen“, die „funktionelle[.] Straffung“ hervor. Ein weiteres, in der Literatur vielfach behandeltes Beispiel möge diese Tendenzen zusätzlich verdeutlichen, und zwar die Entwicklung des ahd. *(h)wanta* mit seinen Konkurrenten:

*(h)wanta* war ursprünglich ein Frageadverb, dessen anlautendes *h* im Ahd. vor *w* geschwunden ist. Es entwickelt sich lautlich weiter zu *wande*, *wanne* bis zu fnhd. *wan(n)*. Im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen konnte *wanta/wann(e)* kausale Haupt- und Nebensätze einleiten, weshalb der genaue Status dieser Sätze des öfteren unklar bleibt. Wunder (1965, 165) schlägt daher die Bezeichnung ‚Kommentarsätze‘ vor.<sup>20</sup> Ursprünglich dienen *wanta*-Sätze im Althochdeutschen der Äußerungsbegründung, während *sīd* (nhd. *da*) zur Sachverhaltsbegründung genommen wird, doch dringt *wanta/wanda* bereits im Späalthochdeutschen in vorangestellten Gliedsätzen in den Funktionsbereich von *sīd/sīt* ein. Die durch die Stellung klar abgegrenzte Distribution von mhd. *wande/wanne* als Konjunktion und Subjunktion zur Sachverhalts- und zur Äußerungsbegründung wird jedoch im Laufe des Mittelalters durch den Zusammenfall von kausalem *wann(e)* mit einer anderen Partikel beseitigt, und zwar mit exzipierendem *wan* (lat.

---

20 S. genauer u. S. 149f. mit Anm. 18.

*praeter*, nhd. *außer*). Dazu kommt noch die lautliche Konkurrenz zu *wanne/wenne* (< (h)wanne/(h)wenne). Über die Herkunft und Bedeutung von *wanne/wenne* Dal (1966, 208f.):

„Im Ahd. stehen nebeneinander das demonstrative *danne* (mit seltener Nebenform *denne*) und das fragende und unbestimmte (h)wanne, (h)wenne; dazu das verallgemeinernde Relativ *sō* (h)wanne *sō*. Die Formen sind ihrem Ursprung nach Weiterbildungen zu einem alten Ablativ des Demonstrativ- bzw. Fragepronomens, der im ahd. *dana*, got. *þan(a)* ‚von dort‘ vorliegt; diese Form besteht neben der erweiterten bis zum Ende der mhd. Zeit.

*danne* wird ahd. in zwei Funktionen verwendet, die beide auf die ablativische Bedeutung der Form zurückgehen: 1. als Temporaladverbium mit der Bedeutung ‚von dann ab, danach‘; 2. als Vergleichskonjunktion bei Komparativen [nhd. *als*]; auch in dieser Funktion ist die Bedeutung ursprünglich ‚von da ab‘“.

Beide Bedeutungen erhalten sich bis in die Neuzeit, im Norden in der Form *denn*, im Süden als *dann*. Im 18. Jh. tritt eine Bedeutungsdivergenzierung der beiden Formen im Gebrauch als Zeitadverb ein: „*dann* behält die eigentlich temporale Funktion. *denn* wird verwendet: 1. mit abgeschwächter Bedeutung“, als Abtönungspartikel: *Wo bist du denn?*, „2. an der Spitze des Satzes als begründendes Bindewort. In dieser Funktion hat *denn* das mhd. *wan(de)*, ahd. (h)wanta ersetzt“ (Dal 1966, 209), und zwar grob gesehen seit dem 15. Jh., nachhaltig im 16. Jh., in den Anfängen aber eben nicht festgelegt auf die Form *denn*, sondern landschaftlich noch wechselnd mit *dann(e)*. Diese Übertragung der begründenden Funktion auf *denn* wurde dadurch befördert, daß das Zeitadverb *danne/denne* von alters her gelegentlich kausale Bedeutung annehmen konnte; schon im Althochdeutschen lassen sich Belege dafür anführen.<sup>21</sup>

Noch in einer weiteren Bedeutung wird *wan(ne)* durch *dann/denn* abgelöst: Wie schon gesagt, war begründendes *wan(ne)* (< (h)wanta) mit der Partikel *wan* ganz anderer Herkunft zusammengefallen. Diese stand 1. exzipierend (nhd. *außer*); 2. zur Verbindung von Sätzen, die in sachlichem Gegensatz zueinander stehen (nhd. *aber*, *sondern*); 3. nach (zunächst nur negativen) Sätzen mit Komparativen (nhd. *als*). *Dann/denn* übernahm auch diese Funktionen und hielt sich dabei am längsten als Komparativpartikel, bis diese in jüngerer Zeit von *als* verdrängt wurde. Während an die Stelle der kausalen Konjunktion *wan(ne)* im Frühneuhochdeutschen *denn* tritt, wird die Subjunktion *wan(ne)* allmählich von *weil* abgelöst.<sup>22</sup> Neben kausalem *weil* steht dann noch die schon behandelte Subjunktion *da*.

Nochmals zu dem alten Fragepronomen (h)wanne/(h)wenne, das neben dem Demonstrativum *danne/denne* stand: Es lautet im Mittelhochdeutschen *wanne/wenne* und wird im Neuhochdeutschen durch das Frageadverb *wann* (in selbständigen und abhängigen Fragen) fortgesetzt.<sup>23</sup> Mit dem interrogativen *wanne/wenne* fällt lautlich eine andere Partikel zusammen, nämlich die Temporal- und Konditionalsubjunktion fnhd. *wenn* (< mhd. *swenne/swanne*, ahd. *sō* (h)wanne *sō* ‚wann nur immer, wann irgend‘). Im Mittelhochdeutschen verdrängt diese als temporale Subjunktion das ahd. *danne*: Nach Dal (1966, 210) ist dies der früheste „Fall der Verdrängung des Demonstrativstamms durch die Indefinitform in relativer (unterordnender) Funktion“.<sup>24</sup>

21 S. Schützeichel (1969, 25).

22 *Weil* hat sich aus dem temporalen Bindewort ahd. *dia wīle*, mhd. *die wīle* entwickelt: mit Artikel ist es heute noch landschaftlich in temporalem *dieweil* erhalten.

23 Nhd. *wann* geht also nur auf das Fragepronomen ahd. (h)wanne, nicht aber auf (h)wanta und *wan* zurück, wenngleich im Mittelhochdeutschen/Frühneuhochdeutschen alle gleich lauten!

24 Parallelen gibt es in der Entwicklung von *sō* (h)wer *sō*, *sō* (h)welih *sō* etc.: Im Mittelhochdeutschen verschmelzen diese Verbindungen zunächst zu *swer*, *swelch*, *swar*, *swanne* etc., im 14. Jh. schwindet dann das anlautende *s*. Äußerlich fallen diese Relativa dadurch mit den Frage- und Indefinitpronomina zusammen und dringen in einigen Fällen in die Demonstrativreihe ein.



Als Konditionalsubjunktion setzt sich *wenn* erst voll durch, als *ob* (< ahd. *oba*) in dieser Bedeutung im Frühneuhochdeutschen ausscheidet; vorher, im Mittelhochdeutschen, ist die bedingende Funktion bei *wenn* nie ganz von der temporalen zu lösen. Auch konditional ist bis ins 18. Jh. ebenso die Form *wann* gebräuchlich: erst dann wird die lautliche Differenzierung von *wann* für das Frageadverb und *wenn* für die temporale und konditionale Subjunktion verbindlich.<sup>25</sup>

Wolf (1981a, 211f.) konstruiert aus den Untersuchungen von Putzer (1979) eine Tabelle zur Verteilung von *wann* und *wenn* gegen Ende des 14. Jhs., die zeigt, wie es unter den homophonen Partikeln zu Funktionsüberschneidungen kommt. Sein Kommentar:

„Die Opposition [...] zwischen *wann* und *wenn*, wird durch mehrere Strukturmerkmale gekennzeichnet. Im Gegensatz zum modernen Deutsch, das die logisch-semanticen Gliedsatzklassen hauptsächlich durch distinkte Subjunktionen kennzeichnet, stehen dem mittelalterlichen Deutsch mehrere charakterisierende »zusammenarbeitende« Elemente zur Verfügung. Wichtig ist zudem, daß *wann* seine Aufgabe im wesentlichen wieder auf Äußerungsbegründung eingeschränkt hat, daß es [...] mehr Hauptsätze als Gliedsätze einleitet, da als Subjunktion bereits weitere Elemente fungieren [...]. Ein Ersatz der homophonen Zeichen durch neue, distinkte dient also der »Disambiguierung«, auch wenn er zunächst dem Prinzip der sprachlichen Ökonomie zu widerstreiten scheint. Anders ausgedrückt: im Frühneuhochdeutschen wird das zunächst eindeutig dominante, aber multifunktionale *wann* von *da*, *weil* und *denn* abgelöst, während sich im konditionalen Bereich *wenn* durchsetzt, somit den Platz von mhd. *ob* übernimmt, dessen Aufgabe auf die Einleitung von interrogativen Inhaltssätzen (Auskunftssätzen) beschränkt wird [...]. Diese Bewegungen im Bereich der kausalen Partikeln ist [sic!] vor allem durch neue Argumentationsstrategien in spätmittelalterlicher Prosa ausgelöst worden“ (S. 211f.).<sup>26</sup>

Der hier zuletzt gegebenen Begründung des Wandels im Sprachsystem durch eine Änderung der Vertexungs- und Argumentationsstrategien wird im nächsten Abschnitt genauer nachgegangen.

#### d) Gegenüberstellung des mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Systems anhand zweier ‚Tristrant‘-Texte<sup>27</sup>

Eine Gegenüberstellung von Beispielen aus zwei Corpora des 12. und 15. Jhs. soll illustrieren, wie sich die geschilderten Veränderungen im System der Satzverknüpfungsmittel formal und argumentativ in Texten niederschlagen.

Es handelt sich um eine der sprachlich noch wenig untersuchten Prosaauflösungen mittelhochdeutscher Versepen, für die direkte Vergleichsmöglichkeiten zur Verfügung stehen. Aufgrund der Überlieferungssituation ist dazu der sog. ‚Prosa-Tristrant‘ (im folgenden P), gedruckt in Augsburg 1484, besonders geeignet.<sup>28</sup> Seine Vorlage, das Versepos Eilharts von Oberg, ist zwar vollständig nur in zwei bereits bearbeiteten handschriftlichen Fassungen des 15. Jhs. überliefert, D und H, doch gibt es drei Fragmente aus Regensburg, Magdeburg und Stargard (R, M, St), „die wahrscheinlich alle aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammen“ (Bußmann 1969, XXX) und in breiter Streuung insgesamt 1075 Verse des alten Textes bezeugen, das ist gut ein Zehntel des Gesamttextes.

<sup>25</sup> Genauer s. Wolf (1981a, 211f.) mit weiteren Literaturhinweisen.

<sup>26</sup> Vgl. weitere Arbeiten, auf die sich auch Wolf mehrfach beruft, nämlich Huldi (1957) und Eroms (1980), zeichnen die Veränderungen der kausalen Kon- und Subjunktionen im mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen System materialreich und instruktiv nach.

<sup>27</sup> Die Ausführungen dieses Abschnitts decken sich (mit kleinen Änderungen) mit Betten (1984).

<sup>28</sup> Vgl. o. S. 52, 60.

Um Änderungen der Textstrukturierung mitzuerfassen, werden subordinierende und koordinierende Satzverknüpfungsmittel nicht getrennt betrachtet, sondern vorwiegend unter dem Gesichtspunkt, welche Konstruktion die Prosa gegenüber der Vorlage wählt.

Die Befunde lassen sich in vier Gruppen ordnen: I. Gleiche Frequenz in Fragmenten und Prosa, II. Frequenzerhöhung in der Prosa, III. Neu in der Prosa, IV. Frequenzreduktion in der Prosa.<sup>29</sup>

I. Gleiche Frequenz		II. Frequenzerhöhung in P	
	F P (aus F) <sup>30</sup>		F P (aus F)
1. <i>biz/bis</i>	4 3 (1)	7. <i>noch</i>	
2. <i>ob, of</i>	15 16 (6)	a) Konjunktion	– 10
(konditional; interrogativ)		b) Adverb	2 7 (2)
3. <i>wan, wane, wand, want; suvenne, swen, wenne/wann, wenn</i>		8. <i>och/auch</i>	
a) kausal	25 20 (5)	a) am Satzanfang	8 17
b) temporal(-konditional)	3 2 (1)	b) im Satz	5 44
c) exzipierend	2 –	9. <i>nu/nun</i>	
4. <i>so</i>	26 24 (8)	a) bei Imperativ	13 6 (2)
(Temporalsubj.; Relativpartikel; Konnektor)		b) situativ	5 21 (3)
5. <i>also</i> (Konnektor)	10 11	10. a) <i>doch</i>	4 18 (1)
6. <i>als/al(l)s</i>	13 14 (5)	b) <i>ye doch</i>	1 4
(Modalsubj.)		11. <i>abir/aber</i>	3 28 (1)
		(Adversativkonj.)	
		12. <i>darumb</i> (Konj.)	4/5 14 (2)
		13. <i>dan/dann, denn</i>	
		a) Temporaladv.	1 2
		b) exzipierende/abtö- nende Partikel	1 9
		c) Kausalkonj.	– 2/3
III. Neu in P		IV. Frequenzreduktion in P	
			F P (aus F)
14. <i>weil</i> (Subjunktion)		17. <i>daz/dz, das</i>	
a) kausal	1	a) Subjunktion	107 82 (20)
b) temporal	1	b) Anapher	18 8 (2)
15. <i>sunder</i>	6	c) Korrelat + Subjunktion	11 3 (1)
(Adversativkonj.)		18. <i>ê/ee</i>	11 2
16. <i>als</i>	24	(Temporalsubj.)	
(Temporalsubj.)		19. a) <i>do</i>	112 25 (9)
		(Subj.; Konnektor)	
		b) <i>da</i>	20 14 (2)
		(Subj.; Konnektor)	

<sup>29</sup> Nicht mehr verwendet ist in der Prosa die Partikel *ioh*.

<sup>30</sup> Die Zahlen beziehen sich nur auf das direkt vergleichbare Textcorpus; unter „aus F“ ist angegeben, wieviele der Prosabelege aus den Fragmenten übernommen sind; die restlichen Prosabelege sind dann selbständig gesetzt, was ebenfalls aufschlußreich ist.

## Gruppe I: Gleiche Frequenz in Fragmenten und Prosa

1. *Bis* kommt als temporale Subjunktion in beiden Corpora gleich selten vor. Sie taucht erst im 12. Jh. in Konkurrenz zu *untz* auf und ist bis zum 15. Jh. noch nicht bei jedem Autor bezeugt (s. Otte 1961, 48). Insofern ist bemerkenswert, daß bereits die ‚Tristrant‘-Fragmente nur *bis*, aber kein *untz* zu enthalten scheinen,<sup>31</sup> und daß sich die Zahl dieser Sätze in der Prosa zu einer Zeit, die als Durchbruch von *bis* gilt, nicht erhöht hat. Allerdings stammt nur einer der drei P-Belege aus der Vorlage (P 1413).

2. *Ob* ist in seiner Frequenz gleichgeblieben, und zwar doppelt so oft als konditionale Subjunktion (nhd. *wenn*) wie als Einleitung abhängiger Fragesätze (nhd. *ob*). P übernimmt jedoch nur ein Drittel dieser Anschlüsse, die übrigen sind unabhängig von der Vorlage gesetzt, sowohl in Abwandlung des Textes als auch in freien Zusätzen wie im folgenden Beispiel; dort steht konditionales *ob* neben kausalem *wenn*, also beide noch ganz in der mittelhochdeutschen Verwendung:<sup>32</sup>

- (1) *Vnd seit mal mein fraw sich so hoch erbewtet zû büß [...] So wære vnmöglichen ob sölliches von jr veracht vnd nicht auffgenommen wurd wenn sy enrûcht wie vnnd in welicher weise jr büß geseetzt werde [...]* (P 3974ff.)

3. *Wann/wenn* ist in P als kausale Konjunktion und Subjunktion (mhd. *wan(e)/wand/want*) nur leicht zurückgegangen; die Formen sind austauschbar. In beiden Corpora dominiert die Verwendung als Konjunktion (nhd. *denn*).<sup>33</sup> Nur 5 von 20 Belegen in P stammen aus der Vorlage, die übrigen 20 Belege der Fragmente sind umgewandelt, entweder durch Verzicht auf jegliches Verknüpfungsmittel oder in Anschlüsse mit *und*, Ersatz durch *darumb das*, *aber*, *und doch* und nur einmal durch *weil*, dessen kausaler Gebrauch in anderen Texten des 15. Jhs. bereits stärker im Vormarsch ist:

- (2) *doch ne waz iz niht unt[ruwe, / wan er] tet iz ane sinen danc. (M 2842f.)  
doch mag es rechtlich. nicht betrieglicheyt sein. Weil herr Tristrant sölchs nit auß aigen mûtwillen vnd frefel getan hat sunder auß schickung vnd würckung materlicher kunst [...]* (P 1422ff.)

Umgekehrt setzt P kausales *wann/wenn* mehrfach, wo die Fragmente asyndetische Satzfolge haben; je einmal steht es für altes *dô* und *doch*.

*Wann/wenn* als temporal-konditionale Subjunktion (mhd. *swenne/swen/wenne*)

---

31 Zwei der vier Fragment-Belege sind jedoch konjiziert. Eine der Konjekturen (St 7087) ist durch die Hss. D, H, B gestützt, während P einen neuen Satz mit *Darnach* beginnt. Das zweite *biz* (R 3058) scheint unter dem Einfluß von P (wo der Textzusammenhang jedoch stark umgewandelt ist) konjiziert zu sein, es hat keine Entsprechung in den Hss. Bei den häufiger belegten Formen stellt sich das Problem der Konjekturen nicht mit dieser Schärfe, weshalb ich es hier nur exemplarisch anspreche.

32 Die Sperrungen dienen wieder der Hervorhebung.

33 Mehrere Belege der Fragmente sind wegen der im Mittelhochdeutschen gerade nach kausalem *wande* oft unfesten Verbstellungen nicht mit Sicherheit als sub- oder koordinierend zu klassifizieren; dieselbe gelegentliche Unsicherheit gilt auch noch für die Prosa (etwa P 1493). Vgl. dazu Wolf (1981a, 209ff.) mit Beispielen aus Betten (1980b, 15–42). Vgl. zusammenfassend Eroms (1980, 73–115).

findet sich in P nur selten, etwas öfter in den Fragmenten. Ersetzt wird diese Partikel in P durch *und*, *so*, *so aber*:

- (3) *Swen iz iar vorgangen is, / so mach min vrōwe sin gewis, / Daz ich nach ire vare: [...]*  
(St 7339ff.)

*So aber das jar verendet in dem maien. so kumm jch aber dar [...]* (P 4016f.)

Mhd. *wan* als exzipierende Partikel (nhd. *außer*) findet sich im entsprechenden Prosacorpus nicht mehr belegt; einmal erfolgt stattdessen Umwandlung in das für P typische *dann* oder *denn*:

- (4) „[... *sprah*] *siu mer?*“ „*Zu waren nit, / wene ir [wer von herzen li]ep, / hete wir ir den lip illazen*“ (M 2981ff.)

*sy redt nit mer. dann das sy gern gesehen het. dz wir jr den leib lassen heten.* (P 1511f.)

Dies entspricht dem Befund bei anderen frühneuhochdeutschen Autoren, nicht aber der äußerst geringe temporal-konditionale Gebrauch.<sup>34</sup>

4. So hat in beiden Corpora ein großes Bedeutungsspektrum. Beispiel (3) belegte bereits, daß *so* in P noch als temporale Subjunktion (nhd. *dann wenn*) vorkommt; eine konditionale Komponente kann hinzutreten. Temporal ist *so* auch in der Verbindung mit Präteritum (nhd. *als*), wenngleich nicht sehr zahlreich. Aufschlußreich und charakteristisch ist wiederum, daß P zwar die Belege von temporalem *so* aus der Vorlage zu *als* ändert:

- (5) *So er sin dinc gescuf, / zu hant er sic dannen huf.* (St 7393f.)

*Als der sein sach nun wol geschickt hette hūb er sich eilent.* (P 4041f.),

an anderer Stelle aber noch selbständig *so* setzt, wie im folgenden freien Zusatz:

- (6) *so sich die frau recht darüber bedacht ward sy gar herczenlich betrūbt.* (P 3881f.)

Die temporale Subjunktion *als* wird in P sehr häufig verwendet. Außer *so* ersetzt sie *und*, *darnach* und vor allem *dô* (vgl. u. Beispiel 22). Ihr Gebrauch ist bei anderen Autoren des 15. und 16. Jhs. noch schwankend;<sup>35</sup> in Hinsicht auf die spätere Systementwicklung liegt hier die entschiedenste Neuerung des Prosaisten vor, deren stilistische Auswirkungen in engem Zusammenhang mit der drastischen Reduzierung der Anschlüsse mit *dô* stehen.

Nochmals zu *so*, zunächst als Einleitungspartikel von Relativsätzen. In den Fragmenten noch kaum belegt (so in M 3525), wird es in P sogar statt Relativpronomen in der Vorlage gesetzt; hier zeichnet sich deutlich der zunehmende Gebrauch der Vergleichspartikel im Frühneuhochdeutschen ab, der im 16./17. Jh. seinen Höhepunkt erreicht (s. Dal 1966, 211f.):

34 Zur Häufigkeit von temporal-konditionalem *wann* bei Brant (mit Hinweisen auf andere Autoren) vgl. Otte (1961, 101ff.); zum ‚Prosa-Lancelot‘ Schieb (1970, 61–77).

35 Vgl. zusammenfassend Otte (1961, 47): Obgleich Roetteken bereits für Berthold von Regensburg temporales *als* als gebräuchlich nachweise (ähnlich auch Schieb, 1970, für den ‚Prosa-Lancelot‘), belege es Huldi (1957) für Kuchmeister nicht, während es bei Fründ und Wyle die gebräuchlichste Temporalkonjunktion sei; bei Brant und Luther gebe es wiederum nur wenige Beispiele (ähnlich im Corpus von Rieck 1977, 53), bei Hans Sachs dagegen sei es sehr beliebt.

- (7) [...] *unde mine not clagen, / Die ich nach im {lide}. (St 7166f.)*  
*klag jm darbey meinen grossen kummer. so jch nach jm leyde. (P 3924f.)*

Vorwiegend gebraucht wird *so* in P jedoch als Konnektor, der das logische Verhältnis der Folgerung signalisiert, prinzipiell aber weglassbar wäre. Wolf (1978, 31f., 41f.; 1979, 432) hat es in dieser Funktion am Satzanfang als einen der vier häufigsten mittelhochdeutschen Konnektoren neben *dô*, *dâ* und *nû* beschrieben:

- (8) *Do sprach der here Tristant: / „so müz ich rumen daz lant [...]“ (M 3573f.)*  
*Do sprach her tristrant. so muß jch von hinnen reyen [...] (P 1850)*

Daneben kommt ihm auch im Frühneuhochdeutschen noch die wichtige formal-syntaktische Funktion zu, in nicht eingeleiteten Konditionalsätzen den Beginn des nachgestellten Hauptsatzes zu markieren:<sup>36</sup>

- (9) *Wiltu si lange miden, / So ne wirt ir leides [büz.] (St 7274f.)*  
*wölt jr sy so lang meiden so stirbt sy (P 3987)*

Häufig steht *so* ferner in beiden Corpora an der Spitze von Imperativsätzen. In allen Verwendungsweisen als Konnektor hat *so* vom Mittelhochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen seine Bedeutung beibehalten, ist aber typisch für bestimmte Satz- und Redetypen, im Neuhochdeutschen besonders für Vertextungsstrategien, die Nähe zur Mündlichkeit signalisieren.

5. *Also* steht in Konkurrenz zum Konnektor *so*. Charakteristisch ist wieder, daß keine der Prosastellen auf die Vorlage zurückgeht, zweimal haben die Fragmente stattdessen *so* bzw. *sus*. Ein Beleg zeigt eventuell Übergang zum Konsekutivadverb (nhd. *folglich*, *demnach*):

- (10) *do sy das hort vergaß sy des laides also. ye doch was jr laid vnnd vngemach. das sy [...] (P 4060f.)*

6. *Al(l)s* leitet in beiden Corpora häufig modale Nebensätze ein, und zwar „allgemein die Modalität eines Geschehens bezeichnend“ oder „im engeren Sinne vergleichend-gleichsetzend“ (Schröbler 1982, 452):

- (11) *her tristrant stünde nicht auf als die künigin das von jm gewon wz. (P 1816f.)*

Fast zwei Drittel der Fälle in P sind wiederum selbständig gesetzt, während *wie* noch ganz für die Einleitung indirekter Fragesätze reserviert ist, obwohl die Differenzierung zwischen *wie* und *als* im komparativischen Gebrauch im Frühneuhochdeutschen beginnt (s. Rieck 1977, 201).

## Gruppe II: Frequenzerhöhung in der Prosa

7. *Noch* steht als Konjunktion zur Anreihung negierter Satzglieder in P wie im Mittelhochdeutschen; die Belege haben hier jedoch, wohl eher zufällig, keine Entsprechung in der Vorlage.

8. *Auch*, im Mittelhochdeutschen neben *und* häufig Konnektor in anreihender Funktion, tritt am absoluten Satzanfang etwas zurück, ist jedoch in allen Belegen von

36 Vgl. Rieck (1977, 163ff.) mit der Anmerkung, daß dieser Gebrauch von *so* bei der „Einführung einer geregelten Interpunktion“ redundant wird (S. 165).

P neu gesetzt; oft übernimmt es die Funktion des anreihenden *und*. Auffällig ist die starke Zunahme von *auch* im Satz; daß auch diese in Zusammenhang mit Satzverknüpfungsfunktionen gesehen werden muß, zeigen Beispiele, bei denen Konnektoren wie *och* und *dô* in Satzanfangsstellung zu spätergestelltem *auch* verändert sind:

- (12) [*do was Tristrant*] in *deme hove* / *ein jar so steticlich*. (M 2853f.)  
*es belaipe auch her tristrant ein ganz jar in dem hoff vngemeldet*. (P 1434f.)

Diese Verlagerung des Verknüpfungsmittels in den Satz hat eine starke Auswirkung auf den Stil.

9. *Nun* als Temporaladverb läßt z. T. ähnliche Beobachtungen zu: Etwas reduziert ist sein Gebrauch bei Imperativen – konkurrierend mit *so* –, dafür nimmt es zu als Konnektor am Satzbeginn sowie im Satzinnern (auch hier beispielsweise statt eines *dô* in der Vorlage). Im folgenden Beispiel entfällt *nû* vor Imperativ; im Satzinnern jedoch wird ein *nun* neu eingefügt, das hier etwas stärker temporale Bedeutung hat, aber auch zur Geschmeidigkeit der Rede bzw. des Erzählflusses beiträgt:

- (13) „*Here, nu gebut mir, / ich wille scheiden von dir [...]*“ (St 7351f.)  
*Herr gepiet und schaft czû mir als euren willigen diener. ich wil nun von euch scheiden [...]* (P 4021ff.)

Allerdings ist diese Art des Austausches nicht als Regel für P, sondern allenfalls als Tendenz zu interpretieren.

10. *Doch* wird bereits im Althochdeutschen als Konjunktion (vorwiegend konzessiv) und als bekräftigendes oder abtönendes Adverb verwendet. In P dominiert die adversativ-restriktive Funktion (vgl. o. Beispiel 2), die erst nach dem 13. Jh. zunimmt.<sup>37</sup> Die größere Häufigkeit in P dürfte wegen des Alters der Konjunktion weniger in Änderungen des Systems als vielmehr der Vertextungsstrategie gesucht werden.

11. *Aber* nimmt in P auffällig zu. Auch diese Konjunktion ist in ihren beiden wichtigsten Bedeutungen, der adversativen und der weiterführend-gegenüberstellenden, seit dem Althochdeutschen belegt (s. DWB 1/2, 1966, 179ff.). Wie *doch* kommt sie in P zu Beginn von Haupt- und Nebensätzen, besonders oft aber im Satz vor. Neben (einer) Übernahme aus der Vorlage (P 1849) sind in vielen Fällen semantisch wenig markierte Konjunktionen oder asyndetische Anschlüsse der Vorlage zu *aber* umgewandelt:

- (14) *des volkes er vile sach / Zogen here unde dare. / do ne wart er niemannes geware / Deme er torste truwen* (St 7466ff.)  
*vil volkes zoch do wider und für. aber keiner was vnder in. dem sich herr Tristrant öffnen dôrst*. (P 4077f.)

Stärker als bei *doch* tritt hier die allgemeine Tendenz des Frühneuhochdeutschen zutage, die „inhaltlich-sachlich-grammatische Beziehung“ (Besch 1980, 594) innerhalb und zwischen den Satzgefügen genauer festzulegen. Zugleich deutet sich darin eine Bevorzugung argumentativer Stilmittel beim Prosaautor an. In diesen Zusammenhang gehören auch die nur in P nachweisbaren Belege für die adversative Konjunktion *sunder* (vgl. nochmals Beispiel 2).<sup>38</sup>

37 Nach Grimm, DWB (VI/8, <sup>2</sup>1978, 1189). Hierher gehören ferner einige Belege für *ye doch* (vgl. Bsp. 10), die sich in P, ähnlich denen für *doch*, etwa vervierfacht haben.

38 Das Belegmaterial für die adversative Konjunktion *sunder* ist bei Grimm, DWB (X/1, 1905,

Dieser argumentative Zug der Prosa zeigt sich auch und gerade in der starken Zunahme begründender Konnektoren (12., 13.):

12. *Darumb* ist sowohl als Verweis auf einen Grund wie auch in der Verbindung mit *daß* zur Einleitung kausaler oder finaler Nebensätze seit dem Althochdeutschen belegt. Eine der mittelhochdeutschen Formen, die noch stärker Verweis- als Kausalcharakter trägt, ist in P umgestaltet worden:

- (15) *Und weinete die [missetat. / zu ir holden nam sie rat], / Waz sie dar umbe tate.*  
(St 7107ff.)  
*dann sy nam darüber rat von jren ratgeben [...] wie sy doch die grossen missethat [...] ymmer blüssen vnd abtragen möcht.* (P 3886ff.)

Die Prosabelege sind hingegen fast alle neu, einer (P 3894) ist aus mhd. *durh daz* umgewandelt, einer (P 3952) aus *dā*.

13. *Denn/dann* als kausale Konjunktion hat schon Ansätze im Althochdeutschen, ist dann aber erst wieder seit dem 15. Jh. stärker belegt, als es mit *weil* das alte *wande* zu ersetzen beginnt.<sup>39</sup> Eroms (1980, 112) allerdings behauptet, die neuen kausalen Konjunktionen seien im ‚Prosa-Tristrant‘ „zum Teil bereits völlig an die Stelle der alten getreten“; für die von mir untersuchten Partien ist dieses Ergebnis frequentiell sehr zu nuancieren: *dann* und *denn*, die erst im 18. Jh. semantisch differenziert werden, stehen in P zweimal für temporales Adverb (vgl. nochmals Beispiel 15), neunmal für das exzipierende und das abtönende Adverb, und nur zwei- oder dreimal als kausale Konjunktion wie im folgenden Beispiel:

- (16) *jch weiß nit wz jch jr mer erbewt. dann an der selben ersten nacht. als sy bei dem künig lag. ward mir mein hembd mißhandelt [...]* (P 1490ff.)

Nimmt man dazu, daß in meinem Prosa-Teilcorpus auch *weil* nur einmal als kausale Subjunktion belegt ist (Beispiel 2), während der zweite Beleg die alte temporale Bedeutung hat:

- (17) *vnd weil sy also mit einander redten. lieff ein hund [...]* (P 1502f.)

und bedenkt man demgegenüber, daß *wann/wenn* noch in der alten Häufigkeit kausal verwendet wird,<sup>40</sup> so kann man nur von Ansätzen sprechen, in denen der Übergang zu neuen Formen sichtbar wird, ohne daß sich hier schon eine systematische Neuverteilung abzeichnet.<sup>41</sup>

### Gruppe III: Neu in der Prosa

Zu 14. *weil* als Kausalsubjunktion vgl. o. Nr. 3; zu 15. *sunder* als Adversativkonjunktion vgl. o. Nr. 11; zu 16. *als* als Temporalsubjunktion vgl. o. Nr. 4.

---

1575f.) sowie Behaghel (III, 1928, 294f.) noch nicht befriedigend erfaßt. Zur (nicht klaren) Abgrenzung zu *aber* im Frühneuhochdeutschen vgl. Rieck (1977, 174).

39 Zusammenfassend Haldi (1957, 87ff.) sowie Eroms (1980, 105–111 u. passim).

40 Vgl. o. S. 87ff.

41 Hinzu käme im untersuchten Prosa-Teilcorpus noch eine Form *seit mal* (vgl. o. Bsp. 1), für deren Verwendung als kausale Subjunktion sich in Grimm, DWB (X/1, 1905, 374f.) weitere Belege etwa seit der Abfassungszeit des ‚Prosa-Tristrant‘ finden (später häufiger in der Nebenform *sintemal*).

#### Gruppe IV: Frequenzreduktion in der Prosa

17. *Das/d(a)z* ist in beiden Corpora die häufigste Subjunktion, in P jedoch um gut ein Fünftel verringert. Die Konkurrenz des um 1400 aufkommenden *da(r)mit* in finaler Funktion deutet sich nur in einem Beleg an:

- (18) *daz mach ubele geschien, / Sine williz vliz haven, / daz der künig rite iagen. [...]*  
(St 7518ff.)  
*Nun hab ich sorg daz dises nit wol beschehen müg. sy wöl denn selbs fleiß tûn. darmit sy den künig aber an das jaid [...] bring* (P 4096ff.)

Dem stehen mehrere eindeutig relativische Verwendungen von *da(r)mit* gegenüber. Andererseits wird etwa finales *durh daz* nicht in *damit*, sondern in *vmb das* (P 1412) geändert.<sup>42</sup>

Noch stärker zurückgenommen ist der anaphorische Gebrauch des Demonstrativpronomens *das/d(a)z*: Am Satzbeginn kommt ihm, ebenso wie *dicz* und dem im Mittelhochdeutschen häufigen Genitiv *des*, kraft seiner Fähigkeit, sich auf den Inhalt des ganzen vorangegangenen Satzes zu beziehen, textsyntaktisch dieselbe Leistung zu wie anderen Konnektoren.<sup>43</sup> Ein Beispiel für Beseitigung dieses Satzanschlusses:

- (19) *ze Brangenen siu redite, / [daz ir unsa]nfte were. / daz clagite vil sere / [Brangene diu] getrüwe. (M 2890ff.)*  
*die getrew brangel ward betrübt vmb jrer frauen blöðikeit. (P 1460f.)*

Ebenfalls stark reduziert ist die Koppelung der Konjunktion *das* mit dem pronominalen Korrelat *das* im Hauptsatz, die im Mittelhochdeutschen so häufig war und heute im Mündlichen fortlebt.<sup>44</sup> Auch hier sind jedoch neue, eigene Setzungen von P häufiger als Übernahmen aus der Vorlage:

- (20) *ich wil in laz in sehen, / daz er selbe müz jehen, / daz ich iu rehte han gesagit [...]*  
(M 3411ff.)  
*ich laß in das selbs sehen. das ich war sag. (P 1784)*

18. *Ee* als Subjunktion nachzeitiger Temporalsätze wird an sich im 15./16. Jh. noch allgemein verwendet. Die mittelhochdeutschen Belege sind jedoch fast alle durch Umformulierungen oder Streichungen entfallen. An Beispiel (21) läßt sich eine für P charakteristische Umwandlung beobachten: Zwar findet sich hier einer der wenigen Prosabelege für *ee* in Form des korrespondierenden *ee - ee* (nhd. *eher/lieber - als*), doch die Subjunktion *ê* der Vorlage ist in einen Neuanschluß mit Temporaladverb *zû letst* verwandelt:

- (21) *An den manen er sin ros vienc, / lange er bi ime ginc, / Daz [er] sin niet ne wachte, / e daz ros irschracte / Unde vor uzme wege. (St 7493ff.)*  
*Er gieng dar. nam das pfârd bey dem zaum. gieng ein gute weil mit jm. vnd wolt sich der botschafte ee verzeihen, ee er jm sein schlaf brâchen wolt. zû letst erschrack das pfârd. vnd für auß dem weg. (P 4084ff.)*

42 Auch Rieck (1977, 80f.) konstatiert noch Ineinander-Übergehen von finaler und relativischer Bedeutung der *damit*-Belege in ihrem Corpus. Zum breiten Durchbruch von *damit* als finaler Subjunktion erst im 16. Jh. vgl. Grimm, DWB (VI/1, 1970, 143f.).

43 Vgl. o. S. 79 zu Wolf (1978, 26).

44 Vgl. o. S. 84 die Beispiele aus Betten (1980a, 198f.).



19. *Dô* und *dâ*, als Subjunktion und als Konnektor vorkommend, sind in den Fragmenten das häufigste Verknüpfungsmittel. Ihre Reduzierung um fast 70% ist die wohl einschneidendste Veränderung in P. Beide Formen sind in beiden Corpora weitgehend gleichbedeutend, doch ist *dâ* häufiger lokal und *dô* häufiger temporal verwendet, wie es ihrer unterschiedlichen Herkunft entspricht. Kausale Bedeutungsnuancen von *dâ*, schon bei Bertold von Regensburg nachweisbar, aber im 15. Jh. immer noch selten, fallen gegenüber der stets temporalen Grundbedeutung nicht ins Gewicht.<sup>45</sup> Wolf (1978, 42; 1979, 432) hat dieses satzeinleitende *dô/dâ* in der mittelhochdeutschen Epik als illokutiven Konnektor bezeichnet, der wie *nû* speziell in narrativen Äußerungen Hinweise auf den zu erwartenden Texttyp gebe. Allerdings haben meine Untersuchungen zum ‚Prosa-Lancelot‘ (Betten 1980b, 31 f.) ergeben, daß die Reduzierung dieses Satzkonnektors im ‚Prosa-Tristrant‘ nicht unbedingt mit dem Übergang zur Prosa und deren Vertextungsbedingungen zusammenhängen muß. Häufigster Ersatz für *dô/dâ* ist die neue temporale Subjunktion *al(l)s*:

- (22) *Do er so na Karechte quam [...]* (St 7191)  
*vnd als er schier in careches kam [...]* (P 3936f.)

Aber auch das in P beliebte *nun* wird mehrmals gegen *dô* eingetauscht, ferner gegen *auch* (vgl. Beispiel 12), *aber* (vgl. Beispiel 14), *darumbe* oder es entfällt. Auffällig bevorzugt jedoch ist eine andere Gruppe von Ersatzmitteln, nämlich dreimal *in dem* sowie Adverbien wie *hiermit*, *zestund*, *darein*, *davon*:

- (23) *daz ros [...]* vor *uzme wege*. / *do untwachte der degē [...]* (St 7496ff.)  
*das pfârd [...]* für *auß dem weg*. *dau on der herr erwachet [...]* (P 4087f.)

Derartiger Ersatz zeigt die Tendenz, die lockere Verknüpfung narrativen Charakters, die *dô* zwischen den einzelnen Äußerungen herstellt, zu eindeutigen temporalen oder logischen Beziehungsverhältnissen zu spezifizieren. Zu den genannten gesellen sich weitere Adverbien ähnlicher Funktion, die größtenteils an unmarkierten Stellen der Vorlage zur Präzisierung eingefügt sind: im temporalen Feld *bald*, *schier*, *vormals*, *zemals*, *zu aller zeit*, *ye*, *yecz*, *allererst*, *für an*, *hierauff*, *darauff*; mit allgemein logischem Bezug, weitgehend aus ursprünglichen Lokalbestimmungen abgeleitet, *widerumb*, *darwider*, *desgleichen*, *dabey*, *daran*, *darinnen*, *dadurch*, *darzû*, *damit*, *warmit*, *hiermit*, *hiebei* u.a.m.

#### Zusammenfassung des Textvergleichs und Folgerungen:

Konjunktionen und Subjunktionen scheinen auf den ersten Blick in der frühneuhochdeutschen Prosa noch weitgehend dem mittelhochdeutschen System verhaftet zu sein. Verschiedene Neuerungen im Feld der kausalen und konditionalen Subjunktionen, die sich in der gleichen Zeit bei anderen Autoren schon durchgesetzt haben, werden im ‚Prosa-Tristrant‘ erst vereinzelt gebraucht, die alten Formen herrschen noch vor. Nur im temporalen Bereich beginnt sich die Subjunktion *als* zu behaupten. Quantitativ fällt jedoch die Zunahme kausaler, adversativer und weiterer, logische Beziehungen bezeichnender Verknüpfungsmittel auf, sowohl anstelle semantisch unspezifischerer Anschlüsse wie in den Neuzusätzen.<sup>46</sup> Dies unterstützt den Befund

<sup>45</sup> Vgl. ähnlich Otte (1961, 75). – Zur Distribution von *dâ* und *dô* vgl. u.a. Wolf (1978, 38–40).

<sup>46</sup> Der Anteil der temporalen Verknüpfungsmittel (*bis*, *wenn*, *so*, *e*, *als*, *do*) geht von 140 in den

literaturwissenschaftlicher Analysen zu Umstrukturierungen der Prosa in Gehalt und Aufbau: Kröhl (1930, 18ff.) und Brandstetter (1971, 149ff.) betonen die Tendenz zu Verdeutlichung, Belehrung, Konzentration auf den Beschreibungsgegenstand durch ständiges Rückkoppeln und Verbinden. Plate (1977, 80, 88) spricht gar von einer „durchgehende[n] Neukonzeption“ in der „Neudimensionierung von Ort, Zeit und Zwischenhandlung“, den „Motivationen von Aktionen und Reaktionen“; „Prinzipienverbindung und -begründung“ sei die eigentliche „Leistung der Prosarezeption“. Daß diese Änderungen charakteristisch für diese neue Prosagattung überhaupt sind, bestätigen Untersuchungen zu anderen zeitgenössischen Prosaauflösungen: Im ‚Wilhelm von Österreich‘, gedruckt Augsburg 1481, sieht Sharma (1969, 70) ebenfalls das Bemühen um Wahrscheinlichkeit durch eindeutige Motivierung der Vorgänge und kausale Verknüpfungen „bis in den Satzbau, ja manchmal bis zur Anwendung bestimmter Konjunktionen“; häufige zeitliche Präzisierung durch temporale Angaben gegenüber der Vorlage Johannis von Würzburg wird als Beispiel für das durchgehende Streben nach Exaktheit gedeutet (Straub 1974, 103ff.). Homogenisierung, Linearisierung, Motivierung gelten als Ausdruck ethischer wie ästhetischer Normen des ausgehenden 15. Jhs. bzw. als genaue Kalkulation der „veränderten Literaturerwartungen des neuen, ‚bürgerlichen‘“ Leseublikums.<sup>47</sup>

Wie die spätmittelalterliche erzählende deutsche Prosa in der jüngeren Forschung gegenüber der früheren Abwertung zunehmend an ihren eigenen Zielen und ihrer Bedeutung für ihre Zeit gemessen wird – und nicht mehr nur an den Leistungen der mittelhochdeutschen Versepike einerseits und dem neuzeitlichen Roman andererseits –,<sup>48</sup> so ergeht es auch der Beurteilung des Sprachvermögens der Prosabearbeiter. Für Kröhl (1930, 63, 75f.) ist die Sprache des ‚Prosa-Tristrant‘ noch „ohne künstlerisches Prinzip geformt“; er tadelt „Satzschwulst“ durch Bildung gespreizter, sinnverwirrender Perioden oder Ausdehnung eines einfachen *dō* zu ganzen Temporalsätzen. Laut Röth (1959, 126) zeigt sich die Schwerfälligkeit des Prosastils im 15. Jh. besonders an den „umständlichen Fügungen mit Relativpronomen und Präpositionen“ zum Ausdruck logischer Beziehungen gegenüber den ihm viel beweglicher erscheinenden mittelhochdeutschen Satzgefügen. Demgegenüber bescheinigt heute, in veränderter Einschätzung, Plate (1977, 80) dem ‚Tristrant‘-Bearbeiter größte sprachliche Fähigkeiten, die ihn „mindestens gleichrangig in die gepriesene Reihe der zeitgenössischen ‚Akademischen Kunstprosa‘ einreihen“.

In A.III.2. habe ich jedoch bereits darauf hingewiesen, daß eine Beurteilung der Stilqualität und -wirkung sprachlicher Mittel in früheren Epochen – wie auch in anderen Bereichen ästhetischer Wertung – stets Gefahr läuft, sich zu stark an Maßstäben der eigenen Zeit zu orientieren. Wenn ich mehrfach am ‚Prosa-Tristrant‘ hervorgehoben habe, daß die Verlagerung oder Neueinfügung bestimmter adverbialer Verknüpfungsmittel wie *auch*, *nun*, *aber*, *doch* in den Satz den Stil flexibel und

---

Fragmenten auf 90 in der Prosa zurück, während die kausalen (*wenn*, *darumb*, *denn*, *weil*) von 30 auf 37 zunehmen und vor allem die adversativen (*aber*, *doch*, *sunder*) von 8 auf 56 ansteigen.

47 Brandstetter (1971, 172). Ähnlich zur Prosaauflösung des ‚Wigalois‘ von Wirnt von Gravenberg Weidenmüller (1910, 44), vgl. o. S. 52, 57f. Kritisch zur engen Textgrundlage von Brandstetters Schlußfolgerungen jedoch Kreutzer (1977, 143f.).

48 Vgl. auch die abschließenden Überlegungen und Postulate in Kreutzer (1977, 144–149).

geschmeidig mache, und die Reduzierung bestimmter hochfrequenter Mittel in Satzspitzenstellung nicht nur zur größeren Präzisierung, sondern auch zur stilistischen Variation beitrage, so geschieht dies zunächst aufgrund von Stilnormen heutiger Prosa. Doch gleichzeitig kann man deren Genese selbst an diesen frühen Versuchen, eine Erzählprosa zu entwickeln, und gerade an Textexemplaren der Prosaauflösung besonders gut studieren.

Ein Teil der Veränderungen der Satzkonstruktionen, die an den ‚Tristrant‘-Corpora zu beobachten ist, hängt gewiß mit dem Wechsel vom Vers zur Prosa zusammen: Reim und Rhythmus beeinflussen nicht nur die Wortstellung, sondern begünstigen die Wiederholung bestimmter Muster. Doch scheinen diese in der erzählenden Prosa so lange fortgelebt zu haben, bis sich die Lesegewohnheiten einschneidend änderten. Im ‚Prosa-Lancelot‘ jedenfalls, dem ersten deutschen Prosaroman aus der ersten Hälfte des 13. Jhs., gibt es zwar, wie Schieb (1970; 1978c) dokumentiert hat, ein großes Spektrum an mittelhochdeutschen Kon- und Subjunktionen, doch dominieren in Satzeröffnungsposition etwa die gleichen Verknüpfungsmittel wie in der Versepek.<sup>49</sup>

Mertens (1979) hat andererseits festgestellt, daß um 1380/90 entstandene Prosafassungen von Verslegenden häufig die komplizierten Hypotaxen ihrer Vorlagen aufgeben zugunsten syntaktischer Reihung mit Nivellierung komplexerer Abhängigkeitsverhältnisse; *dō* und *und*-Anschlüsse dominieren.<sup>50</sup> Die Prosaauflösungen des 15. Jhs. dagegen setzen anstelle der Reihung die enge logische Verzahnung des Berichteten und tun dies sprachlich mit Hilfe eines breiteren Spektrums alter und neuer Kon- und Subjunktionen, aber in auffälligem Umfang auch durch Vermehrung und Neubildung adverbialer Mittel, unter denen die Pronominaladverbien besonders ins Auge springen. Es bedarf noch wesentlich breiter gestreuter, detaillierterer Untersuchungen, um diese Eindrücke von unterschiedlichen Relationen zwischen Satzverknüpfungsmitteln und Satzkomplexität in den Anfängen der verschiedenen Prosagattungen zu erforschen.

#### e) Anmerkungen zur Weiterentwicklung seit dem 16. Jh.

Im 16. Jh. beginnen sich die im 15. Jh. und vorher angebahnten Systemveränderungen zu stabilisieren, wenngleich im 17./18. Jh. noch weitere Veränderungen eintreten, bis sich das neuhochdeutsche System voll durchgesetzt hat.

Am Beispiel Luthers als wichtigem Repräsentanten der Umbruchsituation zeigt Tschirch (1966, 79f.), daß noch die „übersichtlich-einfache Gruppe Nebensatzeinleitender Konjunktionen“ dominierte, „die auf die Feststellung sinnlich-konkreter Gegebenheiten zielt“ und als Erbe des mittelalterlichen Systems bis ins Frühneuhochochdeutsche weiterwirkte.<sup>51</sup> Erst „durch den kräftigen Anstoß der Aufklärung“ sei dieses „energisch auf die Angabe verwickelterer gedanklicher Bezüge erweitert worden“. Im Gegensatz zu der heutigen gedanklich-abstrakten Satzverbindung stünde für Luther und seine Zeit noch die „anschaulich-konkrete Beziehungsverknüpfung im

49 Vgl. Schieb (1970, 62) sowie o. S. 97 und u. S. 148ff.

50 Zu Mertens Erklärung mit der Gebrauchssituation der Tischlesung, aber auch mit der Orientierung an der reihenden Erzählweise der Bibel, vgl. o. S. 59, u. S. 141, 153, Anm. 30.

51 S. aber u. S. 155ff. zu den Kausalgefügen bei Luther.

Vordergrund“<sup>52</sup>. Die Beobachtung, zu welcher unterschiedlichen Beziehungsangaben *daß* als häufigstes Verknüpfungsmittel des älteren Deutsch bei Luther noch diente, während im Neuhochdeutschen dafür unterschiedliche, semantisch spezifizierte Subjunktionen gesetzt werden können, veranlaßt Tschirch zu tieferen Betrachtungen:

„In dieser reichen Auffächerung [...] spiegle sich die folgenschwere Wendung unserer gesamten sprachlichen Ausdrucksweise [...] vom Sprecher fort zum Angesprochenen hin, vom Ich des Verfassers zum Du des Hörers und Lesers. Es geht der Sprache (und das heißt natürlich: dem sprechenden Menschen, wobei es sich wiederum um einen dem einzelnen völlig unbewußten Vorgang handelt) in der Neuzeit zunehmend darum, ein eindeutiges, klares Verständnis des Gesagten zu sichern, Mißverständnisse und Irrtümer auszuschließen. Dem Hörer soll die einwandfreie Aufnahme des Ausgesagten erleichtert, soll ein gut Stück der geistigen Leistung, die jede Verarbeitung einer Mitteilung erfordert, abgenommen werden. Der Sprecher drückt nicht eben nur mehr naiv aus, was ihn bewegt, was er mitzuteilen hat; da er will – dazu haben ihn Erziehung und Selbsterziehung geführt –, daß der Angeredete ihn bis in die Einzelheiten und Feinheiten hinein genau so versteht, wie er seine Aussage gemeint hat, überlegt er, wie er sich ausdrücken muß, um beim Gesprächspartner die höchstmögliche Genauigkeit in der Aufnahme des Gesagten zu erreichen und selbst leise Mißdeutungen und Schiefheiten auszuschließen. Die ununterbrochene Vermehrung des Wortschatzes in allen Kultursprachen, für die das junge Wachstum der Konjunktionen nur ein symptomatisches Beispiel darstellt, [...] die fortschreitende Aufgliederung der Nebensätze sind die äußerlich am deutlichsten erkennbaren Niederschläge dieser von innen heraus wirkenden Kraft“ (1966, 83).

Tschirchs mehr psychologisch fundierte entwicklungsgeschichtliche Interpretation und die heute favorisierte textsortenspezifische Begründung des Vorkommens sprachlicher Mittel wie der Konjunktionen müssen sich nicht widersprechen. Die Tendenz zu einer eindeutigen, mehr logisch-kausal als räumlich- bzw. zeitlich-deiktisch ausgerichteten Ausdrucksweise läuft parallel mit der Entfaltung differenzierterer schriftsprachlicher Kommunikationsformen gegenüber nur oder vorwiegend mündlichen: und zwar als notwendige Konsequenz dieser grundlegend veränderten medialen Verwendung von Sprache.<sup>52</sup> Bei der Untersuchung von Sprachwandel ist daher auch auf Teilgebieten zwischen verschiedensten Aspekten zu trennen, die doch alle interdependent sind bei der Erklärung der Umstrukturierung sprachlicher Systeme durch inner- und außersprachliche Triebkräfte.

Das in diesem Kapitel Gesagte gilt nicht nur für die Prosa: Man kann davon ausgehen, daß die vom Sprachsystem zur Verfügung gestellten Mittel in allen Formen sprachlicher Äußerung genutzt werden können. Dennoch ist das gehäufte und stark differenzierende Vorkommen von Konnektoren und Subjunktoren vor allem Kennzeichen für elaborierte Prosa-Schreibstile – von juristischen bis zu literarischen Texten –, weit mehr als etwa für die Lyrik, die stets eher zu nominaler als zu syntaktischer bzw. hypotaktischer Komplexität neigte, und weit mehr auch als in spontaner mündlicher Rede, bei der das Repertoire an Verknüpfungsmitteln auch heute noch meist stark reduziert ist, zugunsten weniger, besonders häufig verwendeter Konnektoren (wie *und*, *da*, *dann*) und Subjunktionen (allen voran *daß*).<sup>53</sup>

---

<sup>52</sup> Vgl. o. S. 42f. zu Giesecke (1980).

<sup>53</sup> Zu *da* vgl. o. S. 85f.; zu *daß* s. Wackernagel-Jolles (1971, 203, 210), Betten (1985a, 88f.).

## 2. Periphrastische Verbalformen

Wie die Satzverknüpfungsmittel gehören auch die im folgenden behandelten sprachlichen Erscheinungen nicht der Prosa allein an, sind aber in ihr besonders systematisch und variantenreich entwickelt. In der Form, wie sie in der Prosa realisiert werden, gelten sie ferner als grammatische Norm, während Abweichungen als gattungs- oder situationsspezifische Nebenformen auf diesem Hintergrund beschrieben werden.

Bei periphrastischen/umschriebenen/analytischen Formen<sup>1</sup> handelt es sich ganz allgemein um „die Verknüpfung von zwei [ergänze: oder mehreren] autonomen Elementen, die eine Einheit bilden: die Bedeutung der Periphrase ist nicht mehr aus der der einzelnen Elemente ableitbar“ (Ebert 1978, 57). Im Falle der ‚periphrastischen Verbalformen‘ sind dies die Formen, bei denen Tempus, Genus und Modus nicht synthetisch ausgedrückt werden (durch morphologische Mittel, die zusammen mit dem bedeutungstragenden Verballexem einen Wortkörper bilden), sondern stattdessen diese semantischen und grammatischen Informationen analytisch auf zwei oder mehr Wörter verteilen. Im Neuhochdeutschen gibt es auch umschreibende Formen als Alternative neben synthetischen, im Verbalssystem etwa beim Konjunktiv II: *wenn er kommen würde* statt *wenn er käme*, in der Nominalflexion etwa beim Ersatz der sog. reinen Kasus durch Präpositionalformen, so beim Genitiv: *freut euch über das Leben/am Leben* statt *freut euch des Lebens*, oder auch beim attributiven Genitiv: *das Haus von meinem Großvater* statt *meines Großvaters*.

Im folgenden geht es jedoch um grammatikalisierte periphrastische Formen, d.h. solche, zu denen es keine synthetische Alternative gibt und die in das System der Tempus- und Genusbezeichnungen fest integriert sind. Es handelt sich um die mit den Hilfsverben *haben*, *sein* und *werden* gebildeten Formen von Perfekt, Plusquamperfekt, Futur I und II sowie alle Formen des Passivs.<sup>2</sup> Synthetische Bildungen hat hier beispielsweise das Lateinische. Das älteste Germanisch weist jedoch nur zwei morphologisch differenzierte Tempusformen auf, nämlich das sog. Präsens (verwendet für Nicht-Vergangenheit) und das Präteritum. Die übrigen Formen wurden neu gebildet, und zwar im Deutschen zum größeren Teil in historischer Zeit; ihre Entwicklung ist also an Texten seit dem Althochdeutschen belegbar. Ich konzentriere mich auf diese beobachtbare Entwicklung, auf die Entstehungshypothesen gehe ich nur kurz ein.<sup>3</sup>

Gerade an den umschreibend gebildeten Tempora und Modi zeigt sich die enge Verzahnung von morphologischen und syntaktischen Fragen:<sup>4</sup> Das betrifft sowohl

1 Zu den verschiedenen Bezeichnungen (und gelegentlich bewußt dahinter stehenden mehr morphologischen oder syntaktischen Auffassungen) vgl. Schieb (1976, 43f.): Sie selbst beschreibt unter ‚Verbkomplex‘ ein wesentlich breiteres Spektrum an Phänomenen (einschließlich der sog. ‚offenen‘ Systeme: vgl. 51ff.) als die im folgenden erfaßten. Ihre formal sehr differenzierten Untersuchungen beschränken sich auf den Zeitraum 1500–1700, und zwar nur auf den Einfachsatz, was die Ergebnisse zu ihrem eigenen Bedauern im Hinblick auf Gattungen mit ausgeprägter Hypotaxe relativiert (S. 56f.).

2 Zu grundsätzlichen Fragen der Formenbildung s. Guchmann (1961). Einen kurzen Überblick (mit Tabellen über die Entwicklung der verschiedenen Formen vom Alt- bis zum Neuhochdeutschen gibt Sonderegger (1979, 269–276).

3 Vgl. die Literaturangaben bei Ebert (1978, 76f.).

4 Vgl. Guchmann (1961, 415), Schieb (1976, 43).

die Bestimmung der auf mehrere Wörter verteilten Formen selbst wie auch ihr Verhalten im Satz: Für die Prosasyntax ist letztlich vor allem die Position der einzelnen verbalen Teile von Bedeutung, denn das für den deutschen Satzbau typische Phänomen der Satzklammer wird erst durch das Vorhandensein analytischer Verbformen ermöglicht.<sup>5</sup>

Geht man bei der Betrachtung der analytischen Formen vom Neuhochdeutschen aus, so ist zunächst festzuhalten, daß das Futur mit der Umschreibung von *werden* und dem Infinitiv des Vollverbs gebildet wird, während die Vergangenheitsformen und das Passiv mit *sein*, *haben*, *werden* und dem Partizip II des Verbs gebildet sind. Dieses Partizip II ist heute in der Regel mit dem Präfix *ge-* versehen (*er hat getan/getrunken/getränkt*), außer das Verb hat bereits ein nicht trennbares Präfix (*er hat den Ast zersägt* gegenüber *angesägt*). Im Mittelhochdeutschen und noch im Frühneuhochdeutschen gab es jedoch Verben, bei denen das Präfix *ge-* (< ahd. *ga-/gi-*) fehlte. Es sind dies die Verben *bringen*, *treffen*, *finden*, *kommen* und *werden*. Bei *kommen* hielt sich das präfixlose Partizip II bis ins 18. Jh. (*er ist kommen*), und *worden* ist bis heute in der Passivumschreibung die reguläre Form in Verbindung mit einem anderen Partizip (*er ist gefunden worden*, früher: *er ist funden worden* oder *er ist worden funden*).<sup>6</sup>

Der Grund für das Fehlen des Präfixes *ge-* bei den genannten Verben wird zumeist in ihrer ‚Aktionsart‘ gesehen. Dieser Terminus wurde (nach Schröbler 1982, 360f.) in deutschsprachigen Untersuchungen

„für gewisse in verschiedenen Sprachen auftretende Möglichkeiten der Nuancierung des verbalen Ausdrucks gebraucht, die man als Differenzierung einer und derselben Kategorie zu verstehen sich bemühte. Die Phänomene, um die es sich handelt, sind innerhalb der idg. Sprachen in besonderer Deutlichkeit in den slawischen Sprachen einerseits, im Griechischen andererseits ausgebildet, in jedem Falle mit gänzlich verschiedenen formellen Mitteln. [...]

Unter Aktionsarten versteht die gegenwärtige Forschung Ausdrucksformen für objektiv gegebene Varianten des Handlungsverlaufs, unabhängig (oder relativ unabhängig) von der Auffassung des sprechenden Subjekts. So unterscheidet man unter anderen ingressive (inchoative), iterative, kausativ-faktitive, resultative (z.T. mit dem umfassenderen Terminus ‚perfektiv‘ bezeichnet), durative (z.T. als ‚imperfektiv‘ bezeichnet) Aktionsart, je nachdem, ob an dem Verbalvorgang das Moment des Einsetzens, der stetigen Wiederholung (die zur Intensivierung führen kann), des Bewirkens oder Veranlassens, des Vollendens oder Erreichens hervorgehoben wird, oder das der ununterbrochenen Dauer.“

Derartige Aktionsarten können sich allein in der Semantik der Verben ausdrücken (z.B. durativ: *blühen*, *sitzen*, resultativ: *finden*, iterativ: *flattern* etc.). In vielen Sprachen bedarf der Großteil der Verben jedoch noch näherer adverbialer Bestimmungen (z.B. *wiederholt/ plötzlich lachen*) oder aber syntaktischer Umschreibungen: im Neuhochdeutschen z.B. durch die sog. Funktionsverbgefüge (*in Bewegung setzen/*

---

5 Ries (s. o. S. 67) hat die Frage, ob Tempus in die Syntax gehört, negativ beantwortet; für eine Einbeziehung vgl. Grosse (1985, 1157f.) u.a.: Unter dem speziellen Gesichtspunkt der Auswirkungen für den Satzbau halte ich die Ausbildung der analytischen Formen für einen der wichtigsten Schritte in der syntaktischen Entwicklung des Deutschen. (Schieb, 1976, beschränkt sich ganz auf die formale und funktionale Beschreibung unter Ausklammerung topologischer Fragen: s. S. 56.)

6 Zur Stellung der infiniten Verbteile s. u. S. 135ff.

*bringen/sein zu bewegen*) oder mit Hilfe eines weiteren Verbs (*anfangen/aufhören sich zu bewegen* etc.). Ferner kann die Art des Vorgangs morphologisch durch Präfixe (*erblühen – verblühen*) oder Suffixe (*lächeln*) bezeichnet werden. Besonders die im neueren Deutsch ständig zunehmenden Präfigierungen kompensieren z.T. andere, frühere Bildungsweisen, wie sie etwa im Gotischen und im Althochdeutschen mit den verschiedenen Klassen schwacher Verben zur Verfügung standen, die solche Aktionsartennuancierungen erkennen ließen (z.B. *setzen* < *satjan* = kausativ-faktiv zu *sitzen*: ‚sitzen machen/veranlassen zu sitzen‘; *legen* zu *liegen* etc.).

Neben den Aktionsarten wird in der neueren Forschung auch für das Deutsche eine weitere, davon zu unterscheidende Kategorie angesetzt: der ‚Aspekt‘. Bußmann (1983, 46) definiert folgendermaßen:

„Grammatische Kategorie des Verbs, durch die die subjektive Perspektive ausgedrückt wird, unter der der Sprecher den in der Verbalform bezeichneten Vorgang in Relation zur Sprechsituation sieht. Im Unterschied zu den objektiv in den Verbbedeutungen vorgegebenen Differenzierungen nach [...] Aktionsarten bezeichnet A[spekt] die individuelle Bezugnahme des Sprechers auf einen Vorgang, wobei der Vorgang entweder als Verlauf (= imperfektiv) oder als Ereignis (= perfektiv) beschrieben wird. Dieser binären Opposition von Dauer vs. Vollendung entspricht in slawischen Sprachen, z.B. im Russ., ein in allen Tempusstufen voll durchstrukturiertes morphologisches System, während viele Sprachen meist nur Ansätze zur A[spekt]-Unterscheidung aufweisen, so das Frz. die Opposition ›*Passé simple* vs. *Imparfait*‹ auf der Stufe des Präteritums, oder das Engl. die A[spekt]-Differenzierung durch die ›*progressive form*‹ *he is reading* vs. *he reads*. Im Dt. ist A[spekt] als Formensystem nicht vorhanden, statt dessen dienen Mittel der Wortbildung sowie lexikalische Zusätze (*gerade, immer, dauernd*) und syntaktische Umschreibungen zur Darstellung der subjektiven Einschätzung des in der Verbalform bezeichneten Vorgangs“.<sup>7</sup>

Über die Abgrenzung von Aspekt und Aktionsart herrscht jedoch auch in der gegenwärtigen Forschung noch keine völlige Übereinstimmung. Das hängt einmal mit der Forschungsgeschichte zusammen, in der diese beiden Kategorien zunächst häufig nicht auseinandergehalten und mit verschiedenen Begriffen (teilweise gerade mit den aus heutiger Sicht konkurrierenden) bezeichnet wurden.<sup>8</sup> Zum anderen erschwert die zusätzliche Überlagerung von Aktionsart-Kriterien wie ‚durativ‘ und ‚resultativ‘, „mit der Aspekt-Unterscheidung zwischen imperfektiven und perfektiven Verbalformen“ (Bußmann 1983, 16) die Systematisierung.<sup>9</sup>

7 Zur semantischen Beschreibung wurden auch ‚kursiv‘ für den streckenhaften Verlauf, ohne den Gedanken an eine Begrenzung, oder ‚komplexiv‘ für das Ergebnis eingeführt (zuerst von Hermann 1927, vgl. Schröbler 1982, 362). Zu weiteren Vorschlägen vor allem zum Russischen, wie ‚Prozessualität‘, ‚Totalität‘, ‚Zeitrichtungsbezug‘ und anderen semantischen Merkmalsbestimmungen, s. Panzer (1975, 128–132).

8 Zur Geschichte von Forschung und Terminologie s. Andersson (I, 1972, speziell 177f.). Lewandowski (I, 1979, 66ff.) begründet den außerhalb der slavistischen Literatur undifferenzierten Gebrauch der Termini u.a. damit, daß „Tempus, Aktionsart und Aspekt“ „nicht selten eine diffuse Einheit“ bilden (S. 67). Mit dem Postulat genauerer Forschungen, auch für die bislang am meisten bearbeiteten slavischen Sprachen, s. stellvertretend Panzer (1975, 139), der am Ende seiner Darstellung von Aspekt und Aktionsart (S. 124ff.) fordert, daß die bisher unterschiedenen Merkmale „in ein kohärentes, logisches System gebracht werden“ müssen.

9 Ausführlich dazu Andersson (I, 1972, 72ff., 178f.). Die Überschneidungen manifestieren sich z.B. bei W. Bartsch (1980), der dem Part. II (*getan*) das grammatische Aspektmerkmal

Besondere Beachtung hat für die historische Entwicklung der Verbalformen im Deutschen die Untersuchung Oubouzars (1974, basierend auf ihrer Diss. 1971) gefunden. Nach struktureller Methode jeweils die „syntagmatischen und paradigmatischen Beziehungen“ der „Elemente im System“ berücksichtigend (S. 6), verfolgt sie an Texten vom 11. bis 17. Jh. das Verhältnis von Tempusopposition, Phasenopposition und aspektueller Opposition. Mit dem von Fourquet (1969) vorgeschlagenen Begriff ‚Phasenopposition‘ soll erklärt werden, daß die „Verwendung der verschiedenen Verbformen“ davon abhängt, „von welchem Standort aus“ die Zeitlinie eines Vorgangs und seine Vor- und Nachphase betrachtet werden (Oubouzar 1974, 8). Danach fallen beim Präsens „Standort und Sprechakt zusammen, beim Präteritum und dem Futur sind Standort und Sprechakt getrennt“. Wegen dieser neuen Interpretation werden „die Termini Perfekt, Plusquamperfekt und Futur II ersetzt durch die Bezeichnungen Vollzug[s]stufe des Präsens (*hat getan*), des Präteritums (*hatte getan*), des Futurs (*wird getan haben*)“ (S. 8f.).<sup>10</sup> In aspektueller Opposition stehen demgegenüber einfaches Verb (kursiv) und *ge-* Kompositum<sup>11</sup> (resultativ) sowie die Bezeichnung eines Zustandes (*ist geschlagen*) und des Eintritts in einen Zustand (*wird geschlagen*) (S. 9).

Die älteren Bildungen des Partizips II ohne *ge-* bei gewissen Verben erklären sich aus der ursprünglichen Funktion dieses Präfixes, imperfektive (kursive) Verben perfektiv zu machen. Dal (1966, 99) gibt als Beispiel das althochdeutsche Verb *winnan*, das die imperfektive Bedeutung ‚sich anstrengen/kämpfen‘ hatte, während *giwinnan* (resultativ-)perfektiv war und ‚durch Anstrengung erreichen, erobern‘ bedeutete. Im Germanischen waren die meisten Simplicia imperfektiv, konnten also in den verschiedenen Tempusformen durch *ga-/gi-* perfektiviert werden. Da die Verben *bringan*, *treffan*, *findan*, *queman*, *werdan* jedoch bereits perfektiv waren, wurden sie solange nicht mit *ga-/gi-* präfigiert, bis dieses Präfix endgültig eine andere Funktion im System der Verben übernommen hatte. Dieser Prozeß wird im folgenden ausführlicher anhand der Darstellung in historischen Grammatiken verfolgt und dann an einem Textcorpus belegt.

#### a) Die sog. Perfektumschreibungen mit *sein/haben* + Partizip II

Die ältere der beiden Periphrasen ist die von *sein* bzw. ahd. *wesan* mit Partizip II bei intransitiven Verben mit perfektivem Aspekt. Sie findet sich auch im Gotischen, „wo das Partizip allerdings noch flektiert wird und stark adjektivischen Charakter hat“ (Ebert 1978, 58). In den althochdeutschen Denkmälern hingegen kommen flektierte

‚perfektiv/resultativ‘ und dem Part. I (*tuend*) ‚kursiv/durativ‘ zuordnet (wobei ‚perfektiv‘ und ‚kursiv‘ bzw. ‚resultativ‘ und ‚durativ‘ für die Unterscheidung von Geschehen und Sein stehen, s. S. 41). Er setzt hinzu, es verstehe sich „von selbst, daß hier die *grammatische* Qualität ‚kursiv/durativ‘ nicht mit der semantischen (‚schlafen‘, ‚bleiben‘ etc.) gleichzusetzen ist“: sie sei nicht aus der Satzbedeutung zu erschließen, sondern flexivisch eindeutig festgelegt (S. 42).

<sup>10</sup> Vgl. ähnlich konsequent für die Trennung von Aspekt- und Tempuskategorien speziell beim Perfekt und Plusquamperfekt der Gegenwartssprache W. Bartsch (1980, 62), der betont, daß ‚perfektiv‘ und ‚präterital‘, ‚vollzogen‘ und ‚vergangen‘, grundsätzlich verschiedenen Ebenen angehören.

<sup>11</sup> Oubouzar spricht in der ersten Verwendungsphase nicht vom *ge-*Präfix, sondern vom *ge-*Kompositum, Schröbler (1982, 367) von ‚Präfixkomposita‘: Unter ‚Präfixkomposition‘ wird *ga-* vorwiegend in den historischen Grammatiken behandelt (vgl. Meid 1967, 37).



Partizipien nur noch selten vor. Dal (1966, 123) führt folgendes Tatian-Beispiel an: *argangana wārun ahtu taga* („acht Tage waren vergangen“). Beim prädikativen Bezug auf das Subjekt ändere sich der Bedeutungsgehalt des Partizips: „es drückt nicht mehr den Zustand, sondern die in der Vergangenheit liegende Handlung aus und verbindet sich mit dem Hilfsverb zu einer einheitlichen Verbalform; danach fällt die Flexionsendung weg: *druhtīn was irstantan* (Otfrid)“. Das Otfrid-Beispiel zeige zugleich, daß man hiermit zwei neue Vergangenheitsformen erhielt, nämlich Perfekt und Plusquamperfekt, da das Hilfsverb im Präsens und, wie hier, im Präteritum stehen konnte.

Die Periphrase mit *haben* bzw. im Althochdeutschen auch noch mit *eigan* + Partizip II als Vergangenheitsbezeichnung kommt dagegen weder im Gotischen noch in den ältesten althochdeutschen Denkmälern vor, sondern erscheint erst zu Beginn des 9. Jhs. Sie wird meist interpretiert als „Umdeutung der älteren Komplementkonstruktion mit *haben*“ (Ebert 1978, 58), in der das Partizip II eines transitiven Verbs als flektiertes Adjektiv mit passiver Bedeutung auf das Objekt von *haben* bezogen wird. Dal (1966, 121) gibt als Beispiel für dieses Stadium die Tatian-Stelle: *phīgiboum habēta sum giflanzōtan* („arbores fici habebat quidam plantatam“, wörtlich: „es hatte jemand einen Feigenbaum, (als einen) gepflanzten“). An Fügungen dieser Art setze dann eine Umdeutung ein:

„Das Partizip, das ursprünglich als reines Adjektiv einen Zustand als Ergebnis einer vorausgehenden Handlung ausdrückte, wird als Bezeichnung dieser Handlung selbst aufgefaßt, und gleichzeitig wird die passivische Bedeutung, die das Partizip als Prädikat zum Objekt besaß, von einer aktivischen Auffassung verdrängt, indem das Partizip auf das Subjekt bezogen und als Ausdruck von dessen Tätigkeit aufgefaßt wird“ (Dal 1966, 121).

Nach dieser Umdeutung falle dann allmählich – wie bei der *sein/wesan*-Periphrase – die Flexionsendung des Partizips weg.<sup>12</sup>

Zunächst breitet sich diese Konstruktion auf alle transitiven Verben aus, dann auch auf intransitive. Im Althochdeutschen erfolgt diese Entwicklung später als im Altsächsischen, erscheint jedoch noch in den folgenden Jahrhunderten „nur selten bei kursiven Verben“; „Formen des Verbs *haben* (*hat gehabt*) und der Modalverben (*hat tun wollen*) sind erst seit dem 16. Jh. häufig“ (Ebert 1978, 59). Diese langsame Grammatikalisierung wird unten anhand von Textbeispielen genauer demonstriert.

Nochmals zu dem Zusammenhang von aspektueller Markierung der Verben durch das Präfix *ge-* und der Bildung des Partizips II in periphrastischen Formen: Nach Oubouzar (1974, 12) werden vor allem in der ersten Verwendungsphase mit beiden Periphrasen nicht Tempora differenziert, sondern aspektuelle Gesichtspunkte ausgedrückt, nämlich die Betonung eines „Tatbestand[s] im Augenblick des Sprechaktes“. Ich folge im weiteren dieser Interpretation:

12 Zu Hypothesen, die die Perfekteriphrase mit einer ähnlichen in „den romanischen Sprachen in Zusammenhang bringen“ und als „syntaktische Entlehnung betrachten“, s. Ebert (1978, 59): Eine vulgärlateinische Perfekteriphrase mit *habeo* hat in romanischen Sprachen vergleichbare Entwicklungen genommen, z.B. frz. *j'ai la lettre écrite* > *j'ai écrit la lettre* (Bsp. Dal 1966, 122). Dagegen stehen Annahmen autochthoner Entwicklungen in verschiedenen indogermanischen Sprachen, z.B. im älteren Altisländischen, das weder vom Lateinischen noch vom Romanischen beeinflusst wurde. Ferner wird Parallelbildung für transitive Verben zum Zustandspassiv mit *wesan* + Partizip II erwogen (z.B. von Benveniste). Einhellig geklärt sind die Zusammenhänge noch nicht.

Im Althochdeutschen stünden somit im Aktiv je drei Formen zueinander in aspektueller Opposition, nämlich das einfache Verb, z.B. in der 3. Pers. Sg. Präs. *tuot*, Prät. *teta* mit kursivem Aspekt, die Komposita mit *ge-* mit resultativem Aspekt (*getuot*, *geteta*) und die zusammengesetzten Formen *habet getân* (Präs.), *habeta getân* (Prät.) oder *ist chomen*, *uwas chomen* zur Bezeichnung des vollzogenen Vorgangs. Behaghels Unterscheidung eines perfektiven Aspekts bei *sein*-Periphrasen (Richtungsänderung) und eines imperfektivischen Aspekts bei *haben* (Vorgang als solcher), die für das Neuhochdeutsche bestimmend ist, lehnt Oubouzar auch noch für das Mittelhochdeutsche ab, und zwar wegen der „Gesamtorganisation des Verbalystems im Aktiv“, das auch im Mittelhochdeutschen noch von der aspektuellen Opposition bestimmt werde (wenngleich diese gegenüber dem Althochdeutschen im Rückzug begriffen sei), während die Phasenopposition vollzogen – nicht vollzogen und somit die periphrastischen Formen zunehmen. Diese treten nun in Opposition zum synthetischen Präteritum, bei dem der vergangene Vorgang in seinem Verlauf gesehen wird (S. 22–26). Im Althochdeutschen und zu Beginn des Mittelhochdeutschen konnte also ein Vorgang, der vor einem anderen stattfand, auf dreierlei Weise dargestellt werden: in seinem Verlauf (Präteritum des kursiven Verbs), im Hinblick auf sein Resultat (Präteritum des *ge*-Kompositums) und als Tatbestand zur Zeit des Sprechaktes oder des Handlungsablaufs (Vollzugsstufe).

Mit dem Verschwinden des *ge*-Kompositums (von dem es aber bis ins 16. Jh. Reste gibt) ändern sich auch die Verwendungsmöglichkeiten der beiden anderen Verbformen: Die Vollzugsstufe dringt nicht nur in den Bereich des *ge*-Kompositums ein, sondern verdrängt vielfach auch früheres einfaches Präteritum, vor allem in abhängigen Sätzen, „ohne daß man die Notwendigkeit der einen oder der anderen Form begründen könnte“ (S. 46). Das Präfix *ge-* kann nun zu jedem kursiven Verb treten, um ein Partizip II zu bilden, es ist „grammatisches Morphem zur Bildung der Vollzugsstufe geworden“ (S. 52). Damit vermehrt sich sprunghaft das Vorkommen von Formen der Vollzugsstufe, die vor allem in Dialog- und Kommentarparten im 15. und beginnenden 16. Jh. die Formen des Präteritums noch weit überflügeln. Doch ergibt sich noch keine klare Verteilung: Beide Formen sind möglich, um ein vergangenes Ereignis wiederzugeben. Die periphrastische Form steht in der Regel seit dem 16. Jh. für Vorgänge, die zur Zeit des Ablaufs der Erzählung vollzogen sind. In der Mitte des 16. Jhs. erscheint sie jedoch vermehrt auch als Erzähltempus anstelle des einfachen Präteritums; diese Entwicklung wird in den Texten des 17. Jhs. weitgehend wieder zurückgenommen.<sup>13</sup>

Im Präteritum ist die Vollzugsstufe in Oubouzars Corpus am häufigsten in Temporalsätzen, die mit *do* (nhd. *nachdem*) eingeleitet sind. Zu Beginn des 15. Jhs. jedoch steht hier noch öfter das einfache Präteritum als die zusammengesetzte Form (S. 46). Erst im 16. Jh. wird das Präteritum der Vollzugsstufe die Regel, vor allem zusammen mit bestimmten Adverbien wie *vor*, *nye*, *ye*, *zu tzeyten* und generell im präteritalen Kontext „für ein Ereignis, das vor einem anderen stattgefunden hat“ (S. 55). Vom 11. bis 16. Jh. steigt die Zahl der Formen des Präteritums der Vollzugsstufe gegenüber einfachem Präteritum in Oubouzars Corpus von 0,6% im 11. Jh. auf 7% im 16. Jh.: eine Entwicklung, die in engem Zusammenhang mit dem Rückgang der aspektuellen Opposition zu sehen sei und damit auch mit dem Aussterben des *ge*-Kompositums (S. 82).

---

13 Genauer zum sog. ‚oberdeutschen Präteritumschwund‘ s. u. S. 115ff.

## Demonstration der Veränderungen vom Mittelhochdeutschen zum Frühneuhochdeutschen am ‚Tristrant‘-Corpus.

Im folgenden sollen, wie schon in B.II.1.d), Vergleiche des frühneuhochdeutschen ‚Prosa-Tristrant‘ (P) mit seiner mittelhochdeutschen Vorlage (M,R,St) zeigen, wie sich die Änderungen im System der Tempusformen in der Textgestaltung niederschlagen.

Die Tristangeschichte wird im mittelhochdeutschen Epos wie im Roman von einem Erzähler präsentiert, dessen Kommentare die Stoffdarbietung begleiten, manchmal sogar länger unterbrechen. Diese Passagen des Erzählers haben in beiden Texten als Grundtempus das Präsens, man vergleiche aus den beiden Vorreden (H = Heidelberger Hs., 15. Jh.):<sup>14</sup>

- (1) *Syd mir ze sagen geschicht/ lütten, die man hie sicht [...]* (H 1f.)  
*Darumb sag ich die histori auff das kürzt/ die also lawt [...]* (P 5f.)

Die Erzählung selbst ist in beiden Fällen im Grundtempus Präteritum wiedergegeben:

- (2) *ain künig hie vor saß/ ze Kurwälsch, der hieß Marck* (H 54f.)  
*Es was ein künig mit namen künig Marchs von kurnewal.* (P 9)

In den vielen direkten Reden innerhalb der Geschichte jedoch spielt das Präsens als Grundtempus nochmals eine Rolle. Es gibt daher in beiden Textgruppen, den mittelhochdeutschen Fragmenten und der frühneuhochdeutschen Prosa, genügend Material, um das Zusammenspiel von Präsens und Präteritum mit der Vollzugsstufe zu beobachten.

Gerade in den präsentisch gehaltenen Dialogpartien treten periphrastische Formen mit *haben* und *sein* bereits in den Fragmenten auf; sie werden in der Prosa zumeist beibehalten:

- (3a) *„[...] [waz sol i]ch nu vil arme,/ daz ich mich sus [gevelshet han]? [...] got laz iz an min ere/ und an [minen lip gan/ den] mort, den ich han getan.“* (M 2988ff.)  
*Was sol jch nun Jch arme. das jch mich selbs also gefelschett vnnnd söllichen mort begangen hab.* (P 1517f.)
- (3b) *„Hei, wie ich iz sol/ vorschulden.“ „Daz ha[t ir wol getan.“* (St 7142f.)  
*Fraw jr habet es dick wol vmb mich verschuldet.* (P 3910)

Gemäß der Beschränkung der *sein*-Periphrase auf ganz wenige Verben im Mittelhochdeutschen, läßt sich in den mit P vergleichbaren Partien der Fragmente keine als Aktiv zu interpretierende Form finden. Auch in P gehören die meisten *sein*-Periphrasen zum Passiv; sie bilden, wie schon in der Vorlage, das sog. Zustandspassiv:

- (4) *owi, wiste diu cūnigin / di hute, di uns is getan!* (M 3502f.)  
*O west du mein künigin vnd mein fraw. die hüt die vnß getan ist.* (P 1810f.)

Ausgenommen davon ist die Vorliebe des Prosaisten für die Vollzugsform des Verbums *sein* selbst:

- (5) *zu Sante Michele Alagrevie/ Was ich dise market tage,/ da is mir worden die have* (St 7422ff.)  
*[...] also ist mir auch geschehen. Ich bin diß tags gewesen zū sant Michel auf dem Jarmarckt. do ist mir dise hab worden.* (P 4054ff.)
- (6) *[er w]as zware hie nidere/ und hat dir geholffen [uz der nôt.]* (R 3034f.)  
*er ist auch wol mit seinen genaden herniden gewesen. vnd dir geholffen auß der not.* (P 1550f.)

---

14 Die Hervorhebungen in den folgenden Beispielen stammen von mir (A. B.).

In (5) ist *ist worden* übernommen, die Form *ist geschehen* Ausbau der Vollzugsstufe durch einen Neuzusatz, *bin gewesen* Ersatz für einfaches Präteritum *was*. In (6) steht im Fragmenttext *er was* neben der periphrastischen Form *hat geholfen*, während in P beide Verben in der Vollzugsstufe erscheinen. Durchaus zeittypisch ist hier die Ellipse des finiten Verbteils bei *geholffen*: trotz Wechsel des Hilfszeitworts genügt das Signal Vollzugsstufe aus dem Vortext. Im 17. Jh. wird dieser Gebrauch eine Zeitlang die Regel.<sup>15</sup>

Ausbau der Vollzugsstufe im präsentischen Grundtext erleben jedoch vor allem die mit *haben* umschriebenen Verben, sowohl in Neuzusätzen (7) wie auch anstelle von altem Präteritum (8a und b):

- (7) „*was ist disim jungelinge,/ daz er niwt uf ne stat/ noch er ingegin mir niht ne gat? [...]*“ (M 3518ff.)  
*was ist disem jüngling das er nicht auf steet vnd gegen mir geet alls er vor gethan hatt.* (P 1818ff.)
- (8a) [„*daz ich den*] *lip ie gewan,/ daz müze got ir[barmen!]*“ (M 2986f.)  
*Nun muß es got erbarm. das jch den tag nie erlebt hab.* (P 1516f.)
- (8b) *Want [ich han durch minen zorn/mit rech]ten schulden vorlorn/ Tristrandis vruntschaf./w[ant ich sach ime einen slach/ Slan [...] do lachete ichs offenbare].* (St 7149ff.)  
*Jch habe durch meinen jehen zorn von rechten schulden herrn tristrandes freindschafft vnd huld verloren. wenn jch zu gesehen habe. das man jm zwen vnfugliche schleg gegeben hat. vnd hab des ser gelachet.* (P 3914ff.)

Zahlenmäßig stärker ins Gewicht fallen die Vergangenheitsformen der Vollzugsstufe, was auf die Dominanz des Erzähltempus Präteritum zurückzuführen ist. Formal ist die Unterscheidung zwischen Indikativ und Konjunktiv nicht immer einfach, da der oberdeutsche Prosaautor die Form *het(t)* bzw. *hette* für nhd. *hatte* wie *hätte* verwendet, gelegentlich zusätzlich noch für nhd. *hat*; daneben steht bei ihm wie schon in R *hat(t)*, ebenfalls für nhd. *hat* und *hatte*.<sup>16</sup> Zunächst ein Beispiel für die Kombination von einfachem Präteritum (hier im Konjunktiv) mit Präteritum der Vollzugsstufe, das sich genauso schon in den Fragmenten findet:

- (9) *[tet] er mir nu den selben tôt,/ den ih dir hat ge[daht]* (R 3036f.)  
*das aber er mir den selben tod thât. den jch dir erdacht hett.* (P 1552f.)
- (10) steht für eine der Umwandlungen von einfachem Präteritum in das Präteritum der Vollzugsstufe, die eindeutig durch die Vorzeitigkeit des Geschehens bedingt sind:
- (10) *do ginc der wallere/ Ligen an den selben dorn,/ da er och da bevorn/ Mit Kagenise inne lach.* (St 7462ff.)  
*Hiemit giengen sy in den dorn. da er vnd herr Caynis vormals in gewesen warn* (P 4076f.)

Beispiel (11) zeigt im ersten Teil dieselbe temporale Abstufung in einem Neuzusatz von P (*schlüß* vs. *geheissen und geschafft hett*), danach eine Umwandlung von erzählendem indikativischem Präteritum im Fragment zu einem Irrealis im Präteritum der Vollzugsstufe in P:

<sup>15</sup> S. u. S. 136f.

<sup>16</sup> Vgl. Guchmann (1981, 138f.).

- (11) *[Do] si selbe daz hiez, / daz man mich sluch unde stiez [...] [do n]e was iz ire niet leit. Sie lachetes sere. (St 7247ff.)  
wann es was jr liebe do man mich schlug vnnd stieß. [...] als sy daz selbs geheissen vnd geschafft hett. wäre es jr laid gewesen. sy het so sere nicht gelachet (P 3966ff.)*

Besonders häufig ist das Präteritum der Vollzugsstufe zur Bezeichnung der Vorzeitigkeit in den vielen neugebildeten Nebensätzen, die entweder mit der alten temporalen Subjunktion *do* oder mit der Subjunktion *als* eingeleitet werden, deren temporaler Gebrauch im 15. Jh. noch schwankend ist,<sup>17</sup> in P jedoch bereits häufig vorkommt, ohne das alte *do* deswegen schon ganz verdrängt zu haben:

- (12a) *do was der vil chû[ne man/ Tris]trant da niht ze huse. (R 3066f.)  
do sich die sachen verhandlet heten. wz herr Tristrant nicht anheyme. (P 1565f.)*
- (12b) *in den brunnin sah er bi den scimen/ dise zuwene obin im stan. (M 3496f.)  
als er dises gethan hett. sahe er den schein von den czweyen mannen ob jm. (P 1807f.)*

Für die Prosa ist die große Menge derartiger Konstruktionen charakteristisch: Sie sucht im Gegensatz zur epischen, durch Metrik und Reim gebundenen Vorlage neue bzw. andere Strukturierungen durch die Abhebung des erzählten Vordergrundes von vorwiegend temporaler und kausaler Hintergrundinformation.

Bei der Betrachtung der Beispiele aus dem ‚Prosa-Tristrant‘ erhebt sich die Frage, wieweit die Änderungen von der synthetischen zur analytischen Form im einzelnen wirklich entweder einer sich anbahnenden klareren Markierung der Tempusopposition ‚gleichzeitig: vorzeitig‘ oder der Phasenopposition ‚unvollzogen: vollzogen‘ oder aspektuellen Oppositionen wie ‚kursiv: resultativ‘, ‚durativ: inchoativ‘ dienen – um nochmals Oubouzars Unterscheidungen heranzuziehen. Zu bedenken ist nämlich darüber hinaus, ob nicht in einem Augsburger Text manche der neuen Setzungen der Vollzugsstufe mit dem oberdeutschen Präteritumschwund ab Ende des 15. Jhs. zusammenhängen. Dazu mehr unter B.II.2.c).

Zwei weitere Beispiele sollen bestätigen, was Oubouzar anhand ihrer Analyse des etwa gleichzeitig, ebenfalls in Augsburg entstandenen ‚Fortunatus‘-Romans über das Nebeneinander neuer und alter Formen und Funktionen des Verbalsystems ausgeführt hat. Erstens: Das alte *ge*-Kompositum wird noch vereinzelt gebraucht (13a), daneben aber auch beim gleichen Verb in die Vollzugsstufe umgewandelt (13b):

- (13a) *daz was diu meiste trugine, / di [Tristrant ie ge-] tete (M 2838f.)  
dicz was vnd ist die größt betrieglicheyt. die her Tristrant ye gethet. (P 1421f.)*
- (13b) *ich ne w[eiß waz si an mir] rache/ daz siu mich ane scult vi[rriet. / got weiß wol], ich ne gedenke niet, / daz ich ie [iewt getete / dar umbe] siu zorn hete. (M 2922ff.)  
jch weiß nicht. was sy rech an mir. das sy mich on schuld so mörtlich verraten hab got waiß. das jch nicht gedenck ye jchcz gethan haben. darumb sy zoren gen mir hab. (P 1473ff.)*

Derartige Verstärkungen des Präteritums durch *ge*- haben Schröbler (1982, 373) – in Anlehnung an Behaghel – zu der Frage veranlaßt, ob das Präfix nicht hier bereits

<sup>17</sup> Vgl. o. S.92 mit Anm. 35.

die Funktion der Tempusbezeichnung habe, im Sinne einer „plusquamperfektischen Auffassung des Präteritums vom modernen Gesichtspunkt aus“. Dieser Ansatz, „daß aus der Bezeichnung einer Aktionsart eine Tempusbezeichnung erwächst“, sei aber eben nicht weitergeführt worden.

Zweitens: Neben dem starken Ausbau der periphrastischen Formen findet sich weiterhin, wenngleich seltener, das einfache Präteritum auch in Fällen, wo es in Vergangenheits- bzw. Vorzeitigkeitsrelation zu einem anderen Präteritum steht, so in (14) in einem Neuzusatz, also ohne eventuelle Beeinflussung durch die Vorlage:

- (14) *Do nam Pilose urluf [...]* (St 7373)  
*als er die gab enpfienge. nam er vrlaub [...]* (P 4033)

#### b) Die Passivumschreibungen mit *werden/sein (wesan)* + Partizip II

In allen germanischen Sprachen haben sich im Bereich des Passivs analytische Formen aus *\*werþan* und *\*wesan* + Partizip II herausgebildet.

Als Ausgangspunkt für diese Konstruktion wird – ähnlich wie bei der Entstehung der Perfektperiphrase mit *haben* – die passive Bedeutung des Partizips II der transitiven Verben betrachtet: Wo dieses Partizip in prädikativer Fügung aufs Subjekt bezogen war (bei der *haben*-Umschreibung hingegen bezog es sich vor der Umdeutung aufs Objekt!), entstand eine passive Verbalform – so wie bei der Perfektperiphrase mit *wesan* bei intransitiven Verben ein Partizip II mit aktiver Bedeutung entstand. Dal (1966, 128) weist darauf hin, daß Fügungen wie *der Baum ist gefallen* und *der Baum ist gefällt* syntaktisch vom gleichen Typ seien und nur durch den Bedeutungsinhalt der Partizipien unterschieden werden. Und wie bei der aktivischen Perfektumschreibung konnte das Partizip II als Verbaladjektiv zunächst noch flektiert werden, was seinen stark nominalen Charakter unterstreicht: d.h. wie *ich bin gekommen* aus der Konstruktion *ich bin ein Gekommener* abgeleitet wird, so auch *er wird erschlagen* aus *er wird ein Erschlagener*. Im Gegensatz zur älteren Forschung, die eine Beeinflussung der althochdeutschen Passivformen durch das lateinische Formensystem sah, steht heute eine Funktionsanalyse der Passivumschreibung im Rahmen der althochdeutschen verbalen Kategorien im Vordergrund.<sup>18</sup>

In der neueren Forschung wird für die Passivumschreibungen im älteren Deutsch, vor allem für das Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche, im Vergleich zum Neuhochdeutschen das Zurücktreten der temporalen Differenzierung gegenüber der aspektuellen Opposition hervorgehoben: Die Formen mit *werden* + Partizip II drücken den Übergang bzw. Eintritt in einen neuen Zustand aus (die traditionelle Bezeichnung ist ‚Vorgangspassiv‘), die mit *sein* bzw. ahd. *wesan* gebildeten einen Zustand. Die volle Eingliederung des Passivs in das Tempussystem erfolgt dagegen erst spät, nach Oubouzar (1974, 77) erst im 17. Jh. mit der Ausbildung der passivischen Perfekt- und Futurumschreibungen, die zwar im Oberdeutschen schon zu Beginn des 15. Jhs. auftreten, sich aber so lange nicht allgemein durchsetzen, wie die Form *werden* + Partizip II nicht kursiv verwendet wird, sondern primär den Aspekt ‚Eintritt einer Handlung‘ ausdrückt.

Eine Überprüfung dieser Grammatikeraussagen an den mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Tristantexten ergibt, daß sich noch im ‚Prosa-Tristrant‘, obwohl er oberdeutsch ist, innerhalb der verglichenen Partien keine Formen wie *ist getan worden* und *wird getan werden* finden. Demgegenüber sind die aspektbetonenden

<sup>18</sup> Mit Literaturangaben s. Ebert (1978, 61).

zweigliedrigen Formen häufig, und zwar sowohl bereits als Übernahme aus dem mittelhochdeutschen Text wie auch in Neuformulierungen. Für das Zustandspassiv<sup>19</sup> vgl. nochmals oben Beispiel (4) oder

- (15) *wan er was von dem fiure/ nah ze tode verbrunnen.* (R 1668f.)  
[...] *das das harnasch schyere an jm verbrunnen was.* (P 693)

Ein Beispiel für das Vorgangspassiv:

- (16) *su[s wart das ane]gevan,/ daz der cuning wart bet[rogen]* (M 2850f.)  
*Also ward der kung betrogen.* (P 1433)

Gerade die in P häufigen Formen des Präteritums von *werden* + Partizip II (*ward getan*) oder Adjektiv (*ward frô*) dienen vorwiegend der Bezeichnung des inchoativen Aspekts.

### c) Umschreibungen mit *werden/sein* + Infinitiv

Ursprünglich nur unter dem Gesichtspunkt der Aspektbezeichnung zu betrachten ist *werden* + Infinitiv. Es ist im Mittelhochdeutschen noch sehr selten,<sup>20</sup> in den ‚Tristrant‘-Fragmenten kommt es gar nicht vor.

Zu den Entstehungshypothesen – autochthon oder durch Endungsabschleifung aus dem Partizip I hervorgegangen – vgl. etwa Ebert (1978, 60f.).

Das 14. und 15. Jh. gelten als Höhepunkt des ingressiven Gebrauchs von *werden* + Infinitiv, vor allem im Präteritum: Von diesem Usus macht der ‚Prosa-Tristrant‘ keine Ausnahme, doch fällt auf, daß die Belege auf ganz wenige Verben der Gefühlsäußerung wie *wainen*, *klagen*, *veinten*, *hassen* u.a. beschränkt sind, wie im folgenden Beispiel:

- (17) *Und weinete die [missetat.]* (St 7107)  
*vnnnd ward jnniglichen wainen.* (P 3885f.)

Daneben kommt, allerdings in dieser aktiven Phase der ingressiven Bildungen von *werden* + Infinitiv seltener, auch die schon im Mittelhochdeutschen verwendete Umschreibung mit *beginnen* vor:<sup>21</sup>

- (18) *do begunde ir uz brechen/ Daz sveiz ober al den lif* (St 7410f.)  
*vnd vor grossen sorgen begund der schweiß an jr auß brâchen. dz er über all jren leib ab ran.* (P 4049ff.)

Die Verteilung der beiden Formen in P scheint für eine Herleitung von *werden* + Infinitiv aus dem Partizip I mit Rückbezug auf ein Agens zu sprechen (*sie ward wainen/klagen/hassen* < *ward wainende* ...). Parallel zur Ausbreitung von ingressivem

19 Vgl. Schröbler (1982, 394) zu Behaghel (II, 1924, 199), der die Zuordnung der „zahlreichen Verbindungen von *wesan* mit dem Part. Prät. in adjektivischer Verwendung, die der Schilderung des Ergebnisses dienen“, zu den periphrastischen Passivbezeichnungen ablehnt.

20 Wenige Belege faßt z.B. Schröbler (1982, 317) zusammen.

21 Es müßte am gesamten Textcorpus von P geprüft werden, ob hier eine Art komplementäre Distribution der beiden Periphrasen nach bestimmten Verbtypen bzw. Verben mit spezieller Semantik vorliegt.

*werden* + Infinitiv entwickelt sich auch ein duratives *sein* + Infinitiv, für das Behaghel erste Belege vom 12. Jh. gibt; diese Form war, wie die ingressiven Formen von *werden*, vom 14. bis 16. Jh. besonders häufig und stand somit (laut Oubouzar 1974, 87) in aspektueller Opposition zu *werden* + Infinitiv. Sie verschwindet wieder in dem Augenblick, als *werden* + Infinitiv sich als Tempusbezeichnung für Futur grammatikalisiert. Im ‚Prosa-Tristrant‘ finden sich etliche Belege, bei denen in den Fragmenten jeweils einfaches Präsens steht:

- (19) „*frowe, daz ir helpint mir [...]*“ (M 3538)  
*Fraw da bitt jch. das jr mir seyt helfen [...]* (P 1827)

Im Gegensatz zu den periphrastischen Formen des Präteritums, die schon eine ausgeprägte Tempusopposition aufweisen, läßt sich dies also für die Periphrasen mit *werden* und *sein* sowohl in der Kombination mit Partizip und ausnahmslos mit Infinitiv nicht feststellen: Hier dominieren in diesem Text des 15. Jhs. noch die alten Aspektoppositionen.

Das bedeutet u.a., daß Futur im ‚Prosa-Tristrant‘ in den meisten Fällen mit den alten Mitteln ausgedrückt wird, nämlich entweder unmarkiert durch Präsens oder durch Umschreibungen mit Modalverben, v.a. *sollen* und *wollen*.<sup>22</sup> In Beispiel (20) steht zunächst (die im Mittel- und Oberdeutschen bevorzugte) Umschreibung mit *wollen*, danach nur noch Präsens:

- (20) [*Daz ich niet*] *ne ma[g] genesen, / wil er mir niet genedig wesin*. (St 7183f.)  
*Wil er mir gnädig sein. so ist mir geholfen, ist das nicht. so ist ein end meines lebens. vnd muß darumb sterben*. (P 3931ff.)

Eine weitere Möglichkeit, die futurische Bedeutung des Verbalvorgangs durch die Präsensform mit *ge*-Präfix auszudrücken,<sup>23</sup> ist im Prosatext des 15. Jhs. noch lebendig: Beispiel (21) zeigt das an einer ziemlich wörtlichen Übernahme aus Eilhart:<sup>24</sup>

- (21) *Swe[r so wol gebeiten mach, / er gelebet dichke den tach [...]]* (St 7417f.)  
*wer wol hoffet vnd gebeyten mag. der gelebt auch leicht den tage [...]* (P 4052f.)

An manchen anderen Stellen dagegen ist das *ge*-Präfix aufgegeben:

- (22) *unde sage ir, daz ich hir si / Unde wil si gerne gesien*. (St 7516f.)  
*vnd sag jr. das jch sy aber geren sehen wolt*. (P 4096)

Das zusätzlich schon in der Vorlage stehende Modalverb zeigt, daß auch *wollen*, wie alle Futurumschreibungen mit Modalverben, mehr oder weniger ausgeprägt Modalität mit ausdrückt.

Dagegen finden sich in dem durch die Fragmente begleiteten Text der Prosa nur zwei klare Belege für *werden* + Infinitiv zur Angabe des Futurs, beide allerdings in Neuformulierungen:<sup>25</sup>

22 Zum Ausdruck des Futurs im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen Behaghel (II, 1924, 253ff.), Schröbler (1982, 366ff.), Wells (1985, 241f.) u.v.a.

23 S. u.a. Schröbler (1982, 367).

24 Die Stelle ist zwar im Fragmenttext konjiziert, aber durch alle 3 Hss. des 15. Jhs. gedeckt.

25 *da wert jr sehen* (P 1795), *du wüerst [...]* *thûn* (P 3921f.). Mit diesen zusammen enthält der Prosatext insgesamt ca. 2 Dutzend *werden*-Futurformen und nochmals knapp doppelt



- (23) *vnd geet jr mitt mir. da wert jr sehen. wie dye sach vmb sy beyde gestalt ist.*  
(P 1794ff.)

Derartige futurische Verwendungen von *werden* + Infinitiv sind zwar seit Beginn des 14. Jhs. nachweisbar, doch bestätigt der ‚Prosa-Tristrant‘ nicht ohne weiteres die Behauptung Philipps (1980, 122), diese Konstruktion sei schon im 15. Jh. die vorherrschende Umschreibung für das Futur I: Offensichtlich gibt es unterschiedliche Sprachkompetenzen der Autoren, die eventuell (text-)stilistisch, aber nicht regional bedingt sind.<sup>26</sup>

#### d) Zwischenresümee und Ergänzungen

Faßt man das Ergebnis des Textvergleichs zusammen, so zeigt sich in der Prosa des 15. Jhs. eine Mischung von Modernität und Konservatismus, die den heutigen Betrachter, dem die weitere sprachliche Entwicklung bekannt ist, überraschen mag: Dem Zeitgenossen hingegen dürfte sie wohl kaum bewußt gewesen sein. Es erwies sich, daß der Prosaist im Gebrauch der Vollzugsstufe zur Differenzierung von Vorzeitigkeit und Gleichzeitigkeit schon weitgehend modern ist; darin ist er manchen seiner Zeitgenossen voraus. In der starken Verwendung der Aspektopposition (nach Oubouzars Definition) ingressiv vs. durativ mit Hilfe der *werden*- und *sein*-Umschreibungen steht er zwar mitten im Usus seiner Epoche, aus heutiger Sicht ist dieser Gebrauch jedoch konservativ. Ich wage zur Begründung nicht ernsthaft zu behaupten, daß dem Prosaautor diese Aspektabstufung für den Typ seiner Erzählung mehr stilistische Nuancen ermöglicht hat, als wenn er die modernere Verwendung von *werden* + Infinitiv konsequent für die Tempusbezeichnung Futur reserviert hätte, das er in dieser Textsorte kaum benötigt. Dennoch sei diese Möglichkeit angedeutet. Schließlich bestätigt auch Oubouzar (1974, 96), die für das 14. und 15. Jh. je zwei und für das 16. Jh. vier verschiedenartige Texte auswertet, daß es sich als nützlich erwiesen hat, „bei der Untersuchung immer zwischen Dialog/Kommentar und Erzählung“ zu unterscheiden, da sich in diesen beiden Teilen des Corpus recht unterschiedliche Frequenzen ergeben hätten. Im übrigen zeigt der Befund am ‚Prosa-Tristrant‘ viel Ähnlichkeit mit dem der Satzverknüpfungsmittel am gleichen Corpus: auch dort schien die Prosa auf den ersten Blick noch mehr dem mittelalterlichen System verhaftet als dem neuen, sich anbahnenden. Der genaue Textvergleich zeigt, daß auf diesen Gebieten der Syntax weniger aus der Vorlage übernommen als selbstständig verändert oder neu gesetzt wurde; daher kommt der Frequenz der älteren Formen durchaus noch Beweiskraft für ihren aktiven Gebrauch zu. Gerade wegen des Nebeneinanders alter und neuer Formen aber ist die Prosa des 15. Jhs. für Studien des syntaktischen Wandels von besonderem Reiz!

---

so viele konjunktivische *wurde*-Umschreibungen (nhd. *würde*) mit futurischem Bezug, bevorzugt in direkter und indirekter Rede – absolut dominant sind jedoch die *wollen*- und *mögen*-Umschreibungen.

26 Von der etwa gleichzeitig mit dem ‚Prosa-Tristrant‘ ebenfalls in Augsburg verfaßten Prosa ist in der Chronik des Burkhard Zink (s.o. S. 49) das *werden*-Futur bereits die übliche Form, im ‚Fortunatus‘ (s.o. S. 53) wiederum wird fast ausschließlich mit *wollen* und *sollen* umschrieben.

Ich habe anfangs darauf hingewiesen, daß die volle Grammatikalisierung der meisten Formen im 16. Jh. erreicht wird, in einigen Fällen – wie bei der Eingliederung des Futurs II mit allen Formen im Aktiv und Passiv – jedoch erst im 17. Jh. So bemerkt etwa Tschirch (1966, 87), daß dreigliedrige Prädikate zur Lutherzeit noch nicht häufig waren. Die viergliedrigen kommen dann erst mit dem Passiv des Futurs II auf (*er wird geschlagen worden sein*). Auch die Passivumschreibungen des Perfekts und des Plusquamperfekts mit *werden* finden sich bei Luther nur vereinzelt; in dem folgenden Beleg sind nach Ausweis der griechischen und lateinischen Vorlage zwar beide Verbformen als passive Perfektformen gemeint, aber nur die zweite wird „nach der eben aufkommenden Übung mit zugesetztem *worden* gebildet“: *Der ist erschlagen, vnd alle, die jm zu fielen, sind zustrewet vnd zu nicht worden* (Apg. 5,36) (Tschirch 1966, 87f.).

Als „letzte Erscheinung, durch die unser neuhochdeutsches Verbsystem gekennzeichnet wird“, bezeichnet Oubouzar (1974, 94f.)

„die Auflösung der Zeitenfolge in der indirekten Rede, die man seit der Mitte des 17. Jh. beobachtet (die wenigen Beispiele aus dem 15. und 16. Jh. sind noch nicht typisch). Zwar ist die Verteilung von Formen des Präteritums und Präsens noch ziemlich willkürlich, aber die Verwendung der Formen des Konj. Präsens ist so häufig, daß wir von einer Wandlung im System sprechen können.“

Oubouzar faßt daher ihre Untersuchungen über die „zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbsystem“ (= Titel) folgendermaßen zusammen:

„So erscheinen in der Mitte des 17. Jh. also alle Formen des modernen deutschen Verbsystems, das durch eine dreifache Opposition gekennzeichnet ist: eine Phasenopposition (unvollzogen/vollzogen), eine temporale Opposition (Futur/Präsens/Präteritum) und eine modale Opposition (Indikativ/Konjunktiv). Aktiv und Passiv weisen die gleichen Kennzeichen auf“ (S. 95).<sup>27</sup>

Die Deutung und Funktionsbestimmung des heutigen deutschen Tempussystems, dessen allmähliche Entwicklung hier nachgezeichnet wurde, ist in der neueren Forschung durch eine starke Berücksichtigung seiner Genese charakterisiert. Vor allem der Aspekt- und Phasenopposition, die in ihm sozusagen aufgegangen und aufgehoben ist, wird zunehmend Bedeutung geschenkt. Die Interpretation der sprachlichen Daten wird damit z.T. schwieriger, aber facettenreich, zu weiteren Untersuchungen anregend. Aus derartigen Betrachtungen ergibt sich etwa für Fleischmann (1973, 312),

„daß das althochdeutsche Tempussystem keineswegs so ausdrucksarm war, wie es vom Standpunkt der lateinischen Grammatik aus immer erscheint. Es ist nur anders aufgebaut: Es hat nicht die Zeit-Sicht des Lateinischen (Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft), sondern die eben ausgeführte Aspekt-Sicht [...], ohne daß damit ein Rückfall in eine Primitivität verbunden gewesen wäre.“<sup>28</sup>

27 Mit detaillierten Belegen für die Entwicklung vom 15. bis 18. Jh. in den Textsorten Reisebeschreibung, Chronik, (Flugschrift), Fachprosa, Volksbuch aus 4–5 Sprachlandschaften vgl. Schieb (1976) zum Einfachsatz sowie Semenzuk (1981). Schieb bemüht sich dabei, mit ihrem Material (s.o. Anm. 1 zu ihrer weiteren Fassung von „Verbkomplex“) über Oubouzars Beschränkung „auf die ins Formensystem des deutschen Verbs eingegangenen ‚Verbkomplexe‘“ hinaus u.a. nach dem „Verbleib der Aspektopposition im Rahmen verbaler Ausdrücke“ zu fragen, den Oubouzar nicht mehr behandelt habe (S. 56).

28 Für Fleischmann bedeutet „Aspekt-Sicht“ auch Reliefgebung, vgl. dazu u. S. 125f.

Ähnlich warnt Wells (1985, 260f.) vor einer Unterschätzung des mittelalterlichen Sprachsystems:

„However, the complexities of earlier aspectual marking should warn us against underestimating the subtlety of the medieval language – as should the great works of medieval literature.“

Schieb (1976, 232f.) sucht die Triebkräfte hinter der „Entfaltung des Verbalkomplexes“ (speziell zwischen ca. 1500 und 1700) zu ergründen. Sie konstatiert einerseits „Vereinheitlichungs- und Rationalisierungstendenzen“, zum andern „Erweiterungs-, Kombinations- und Ausbautendenzen“:

„Die Entwicklung zielt also darauf, auf dem engen Raum des Satzgliedes Verb möglichst viel spezielle Information zu geben, um [...] nicht nur mehr von den Beziehungen des Menschen zur Außenwelt und seiner Reflexion über sie einzufangen, sondern dies mehr und exakter, differenzierter und funktionalstilistisch angemessen auszusagen.“

Semenjuk (1981, 117) schließlich kommt am Ende ihres Abrisses über die Entwicklung vom 15. bis 18. Jh. zum Resümee, der schwierige Befund, der „die historische Abfolge der Normierungsprozesse im Bereich der Tempusformen des deutschen Verbs“ widerspiegle, gelte

„in bestimmtem Umfang noch für die deutsche Gegenwartssprache. Auch hier wirken auf den Gebrauch der Tempusformen, und zwar vor allem der der Vergangenheit, so zahlreiche und komplizierte Faktoren ein, daß er in bestimmten Bereichen in der Praxis widersprüchlich bleibt und durch die linguistische Theorie nicht klar zu erfassen ist.“

- e) Das Zusammenspiel der Tempora, unter besonderer Berücksichtigung der Verteilung von Perfekt und Präteritum.  
Exkurs über den sog. oberdeutschen Präteritumschwund.

Die Tempora werden in heutigen Grammatiken als „deiktische[.] Kategorien der Sprache“ betrachtet,

„denen keine absolute Bedeutung zukommt, sondern immer nur eine relative: Ihre konkrete Bedeutung gewinnen sie jeweils erst im Sprech- bzw. Schreibakt [...]. Dem Sprecher/Schreiber dient dabei der Sprechzeitpunkt [...] als Fix- und Bezugspunkt [...]. ‚Gegenwart‘, ‚Vergangenheit‘ und ‚Zukunft‘ sind also keine absoluten, kalendarisch-objektiv bestimmbar, sondern relative Größen, die sich in der Zeiterfahrung des Sprechers/Schreibers jeweils neu bilden.

Der Unterschied Vergangenheit – Nicht-Vergangenheit ist [...] allein für den Funktionsunterschied zwischen den beiden Haupttempora Präsens und Präteritum verantwortlich“.<sup>29</sup>  
„Demgegenüber ist für die Futurformen [...] noch eine modale Komponente [...] anzusetzen und für die Perfektformen [...] eine Vollzugskomponente [...]“ (Duden-Grammatik <sup>4</sup>1984, 144f.).

Die bisher skizzierte Grundverteilung der Tempora läßt sich trotz des oben dargestellten langwierigen Um- und Ausbaus des Systems in frühneuhochdeutschen Texten

---

<sup>29</sup> Haupttempora deswegen, weil in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache durchschnittlich 90% aller finiten Verbformen auf diese beiden entfallen. Mit Zahlen für alle Tempusformen s. Duden-Grammatik (<sup>4</sup>1984, 143f.). Allerdings gibt es starke textsortenspezifische Schwankungen: dasselbe gilt für Semenjuks (1981) Ergebnisse vom 15. bis 18. Jh.

bereits in ähnlicher Form aufzeigen – wenngleich mit den Alternativen und Varianten der früheren Entwicklungsstufen.<sup>30</sup> Dies sei nochmals am ‚Prosa-Tristrant‘ demonstriert:

Am Anfang des Romans spricht der Erzähler aus seiner Erzählgegenwart im Präsens (vgl. nochmals o. Bsp. 1: *Darumb sag ich*). Mit dem Einsatz der Geschichte (s.o. Bsp. 2) beginnt dann das Präteritum als Erzähltempus für ein Geschehen, das „der Gegenwart entrückt, im Sprechzeitpunkt vergangen und abgeschlossen ist und in diesem Sinne der Vergangenheit angehört“ (Duden-Grammatik 1984, 148). Der Schluß des Romans lautet folgendermaßen:

(24) *Do hyeß der herre auff herren Tristranten todten leychnam seczen eyne wein reben vnd auff der frauen Ysalden leichnam einen rosenstock. Diß zwü reben wüchßsen zesamen. das man der mit keinen dingen von ein ander bringen mocht. Man saget aber es geschähe auß würcung vnd kraft des getranckes. Dem sey nun wye jm sey. es ist nun als für bracht. Wie der teür manlich held herr Tristrant geboren gewachssen. erzogen. auch wz er in seyem leben ye gewürckt. vnd wie er sein ende genommen hat. Deßgeleichen von frauen Ysalden. wie die durch rechte lyeb vnd treu jr leben vmb seinen willen auff geben hat. Darumb jr junger man vnd frauen hab auffmercken auff ewch selber. das eüch weltlich lieb nit so gar überhand nām dz jr damit der lieb gottes vergessent. vnd eüch zü söllichen vnbe-reyten tod ziehe.*

*Von dyser hystorj hat vonn erste geschriben der maister von Britanie. vnnnd nach mals sein bûch gelühen einem mit namen Filhart von oberet. der hat es darnach in reym geschriben. Aber von der leüt wegen die söllicher gereymter bûcher nicht genad haben. auch etlich die die kunst der reymen nit aigentlich versteen kündent hab ich Vngenannt dise Hystorj in die form gebracht. Wo aber ich geirret hab bitt ich zü bessern. die dz lesen. oder abschreybent.*

Die Geschichte endet im Präteritum (*Do hyeß ...; wüchßsen zesamen*). Danach schaltet sich wieder der Erzähler im Präsens ein (*Man saget*). Es folgt eine Art Resümee: *es ist nun als für bracht*; der Erzähler wechselt dabei ins Perfekt, das später mit Imperativformen kombiniert wird in Aufforderungen an die Leser, was aus der Geschichte zu lernen ist. Zuletzt wird die Geschichte des Stoffes und seiner Übertragung mitgeteilt; dabei wechselt Perfekt (*hat ... geschriben; hab ... in die form gebracht*) mit Präsens bei Bezug auf die Gegenwart von Lesern und Erzähler (*genad haben; versteen kündent; bitt ich*) wie auch auf die künftige Rezeptionsgeschichte (*die dz lesen. oder abschreybent*).

Eine ähnliche Verteilung der Tempora findet sich in vielen Märchen. Weinrich (1985, 49) erinnert an die bekannten Anfangs- und Schlußformeln: *Es war einmal ... Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch*.

Die Duden-Grammatik (1984) – aus der hier stellvertretend für andere Grammatiken der Gegenwartssprache öfters zitiert wird, weil sie bereits auf neuere Forschungsliteratur verweisen kann – faßt den Unterschied zwischen der Verwendung der beiden Vergangenheits-tempora so: „während das Präteritum einer Handlung lediglich den Stempel ‚im Sprechzeitpunkt vergangen‘ aufdrückt, stellt das Perfekt den Vollzug einer Handlung, ihre Durchführung fest, und zwar als eine im Sprechzeitpunkt gegebene Tatsache“ (S. 150), die „(noch) belangvoll ist“ (S. 149).

Noch spezieller hat Weinrich (1985) die Signalfunktion des Einsatzes der Vergangenheits-tempora in Texten herausgearbeitet. Das Präteritum in dem Märchenbeispiel signalisiere: hier

---

30 Dieses Zusammenspiel der Tempusformen, unter Berücksichtigung textsortenspezifischer Unterschiede, untersucht Semenjuk (1981) für das 15. bis 18. Jh.

beginnt die erzählte Welt, ihr könnt euch entspannen und zuhören, es wird keine direkte Reaktion/Stellungnahme von euch erwartet – während der Wechsel ins Perfekt am Ende das Signal sei, daß es wieder wichtig werde für den Zuhörer, ihn direkt in seiner Lebenswirklichkeit angede, daß das Kind, das „zwischen der erzählten Welt und der ‚richtigen‘ Welt“ noch nicht sicher unterscheiden könne, die Augen wieder offen halten müsse für die umgebende Welt, die ihre Forderungen stellt (S. 49).<sup>31</sup> Für Weinrich ist das Perfekt daher primär das Tempus des Besprechens der Welt (s. Titel), ein Signal für aktuelle Auseinandersetzung mit Tatbeständen, Ergebnissen von Handlungen: es schließe Vergangenes für unsere Existenz auf, das Präteritum hingegen von unserer Existenz ab (S. 64). – Damit sind noch nicht alle Verwendungsweisen des Perfekts erfaßt, für die folgenden Überlegungen aber die wichtigsten.

Betrachtet man nochmals die Beispiele (5), (6), (8a und b) aus dem ‚Prosa-Tristrant‘, so stellt sich jedoch die Frage, ob diese Umwandlungen des Präteritums der Vorlage zum Perfekt im frühneuhochdeutschen Prosatext wirklich durch die bisherigen Funktionserläuterungen des Perfekts erklärt werden können. Zum Vergleich ein Beispiel aus der Regensburger Chronik, die (von der ersten Verbform *was* abgesehen) einen ganzen Bericht im Perfekt präsentiert, obgleich man dies schwerlich auf Weiterwirkung der Ereignisse in die Gegenwart des Chronisten oder auf eine beabsichtigte Signalwirkung für die Einstellung des Lesers zurückführen können:

- (25) */Anno domini 1511 ... was gar ein gross graussam ungewitter von regen, stainclen, den merern taill hie ob der stat. zu Piffling hat es im kloster mercklichen schaden gethan an flech und anderm, an einem parn 4 ross ertrenckt, dy maurn oben im hoff am stall eingerissen, dy ros den parn, daran sy gehefft sein gewest, stain (darunder gehaute stückk gewest zu 6 zenten gewogen) auff's feld hinauss gefürt, vill vögl erschlagen und ertrenckt. item auff dem freithoff zu Nidermünster auss den linden vill krauen zu tod geschlagen. item im winzerer perg in einer wiegen hats ein guten tail eins weingarten ... stöck und erd, herab tragen und ein windhaus mit grundt und poden, poting und alles gschirr in dy Thonau geflöst und hinweggefürt/* (Regensburger Chronik, zitiert bei Semenjuk 1981, 39).

Es handelt sich hier um Ersatz des Präteritums durch das Perfekt, wie er bis heute besonders in den oberdeutschen Mundarten üblich ist.<sup>32</sup> Für die Vor-Vergangenheit (bzw. Vollzugsstufe) steht das sog. doppelte Perfekt, das in Gebieten mit Ausfall des Präteritums an die Stelle des Plusquamperfekts tritt: *den parn, daran sy gehefft sein gewest*. Auch diese Form findet sich im heutigen Oberdeutschen wieder: *d'r Hitler is' nâ g'fall'n g'wes'n* (Gersbach 1982, 156).<sup>33</sup>

31 Ähnlich nennt Trier (1965, 196f.) das Imperfekt „das Tempus der Entängstigung, des Entlastetseins von aller Verantwortung“, während das Perfekt sowohl die affektive Beteiligung des Sprechenden signalisiere als auch zur inneren Beteiligung des Angesprochenen aufrufe.

32 Man vgl. die Transkriptionen mündlicher Erzählungen unserer Tage bei Gersbach (1982), z.B. von einem Kriegsveteranen aus Bayrisch-Schwaben (S. 146ff.): wie in der Regensburger Chronik steht auch hier nur das Verb *sein* im Präteritum (*waar*), ansonsten herrscht das Perfekt als Erzähltempus. – Zur regionalen Verbreitung heute vgl. Latzels (1977, 38) Hinweis auf die starke Wirkung der oberdeutschen Tempusverhältnisse auf das gesprochene Hochdeutsche. – Semenjuks (1981) Untersuchungen modifizieren schon für das 15. Jh. die überwiegend regionale Betrachtung der Verteilung Präteritum – Perfekt, s.u. S. 119f.

33 Zur Doppelumschreibung in den Mundarten s.u.a. Hauser-Suida/Hoppe-Beugel (1972, 254ff.), die außer fakultativem Gebrauch auch nicht austauschbare Fälle anführen.

Die Erscheinung des sog. oberdeutschen Präteritumschwunds läßt sich in einer Linie südlich von Trier, Frankfurt, Dresden bis SO-Schlesien beobachten (s. Karte Gersbach 1982, 30, nach Jacki). Schriftlich ist er vermehrt seit dem 16./17. Jh. zu registrieren,<sup>34</sup> vereinzelt schon im 15. Jh., z.B. in Augsburger Texten (s. Semenjuk 1981, 38f.), zu denen ja auch der ‚Prosa-Tristrant‘ gehört. Lindgren (1957, 111) hat seine Entstehung daher um 1500 oder ans Ende des 15. Jhs. datiert. Jörg (1976, 175f.) glaubt hingegen, daß sich dieser Schwund im Mündlichen schon im 14. Jh. anbahnte; doch sei das Präteritum vor allem in festen Wendungen (und bei besonders häufigen Verbformen?) vereinzelt noch bis ins 16. Jh. gesprochen worden. Die von ihr untersuchten Basler Gerichtsakten scheinen zu erweisen, daß die Neuerung aus der gesprochenen Sprache kam, wo sich die Funktionen des Perfekts und Präteritums angleichen. Als mögliche Ursache für diese Angleichung gelten u.a. die Formenfülle im Präteritum (Gersbach 1982, 52 nennt z.B. die verschiedenen Singular- und Pluralparadigmen bei den starken Verben) und viele Fälle von Homonymie. Diese entstand besonders durch die Apokope im Oberdeutschen, also den Wegfall eines auslautenden unbetonten *e*; dadurch fielen in der 3. Pers. Sg. der schwachen Verben Präsens und Präteritum zusammen: *er sagt* und *er sagt'* (< *sagte*). Lindgren (1957, 128f.) stellt folgende Entstehungshypothese auf:

„Die Lautgesetze lassen funktionell wichtige Formen äußerlich zusammenfallen und beschädigen das Flexionssystem dadurch einschneidend. Dieses bleibt aber vorläufig noch bestehen, und die Sprechenden benutzen unbekümmert die alten Formen; sie lassen sich wohl von dem lautlichen Zusammenfall, der die Verständigung erschwert, etwas stören, aber können vorerst nichts dagegen unternehmen. Dann taucht eine andere Ausdrucksmöglichkeit auf, die mit der alten konkurriert; in diesem Fall das Perfekt im bisherigen Verwendungsbereich des Präteritums. Jenes breitet sich zuerst nur wenig auf Kosten von diesem aus, verdrängt es aber noch lange nicht. Besondere Rücksicht auf unkenntlich gewordene Formen wird in dieser Phase noch nicht genommen. Und dann kommt das große Fragezeichen: Auf einmal sieht man ein, dass man auch ohne Präteritum ganz gut zurechtkommt; man kann auch teils in Perfekt, teils in Präsens erzählen. Das neue System ist da, in welchem das als störend empfundene Präteritum gar nicht nötig ist. Und so erfolgt der Schwund dann ganz rasch, und zwar ausdrücklich so, dass er nicht zuerst nur einige Präteritumformen betrifft, sondern auf einmal die ganze Kategorie des Präteritums als überflüssig verwirft.“

Lindgren räumte selbst ein, daß dieses eher metaphysische Philosophieren von der kommenden Forschung vielleicht bald widerlegt werde, hoffte aber, daß „ein Fünkchen Wahrheit“ darin stecke.

Frei (1970, 364) erscheint eine innersprachliche Begründung des Präteritumschwunds durch die Apokope allein zu schmal;<sup>35</sup> vielmehr habe die gesamte „gewaltige Umschichtung im lautlich formalen Stand des ganzen Verbkomplexes vom Ahd. zum Frühnhd.“ dem „Praeteritum den Boden entzogen“.

Sie nennt im einzelnen: bei den schwachen Verben den Zusammenfall der Verbklassen durch Abschleifen der Endsilbenvokale, den Verlust des Gefühls für die Abhängigkeit von starkem Grundverb und faktitivem *jan*-Verb, die Erstarrung des prädikativen Partizips in der flexionslosen

34 In bestimmten Textsorten geht er allerdings im Schriftlichen seit dem 17. Jh. wieder zurück.

35 Oubouzar (1974, 68f.) glaubt von ihrem Corpusbefund her die *e*-Apokope als Ursache ganz ablehnen zu können, da es keinen Unterschied im Gebrauch zwischen starken und schwachen Verben gebe.

Form, die analogische Ausbreitung des perfektiven Präfixes *ga-* auf alle Partizipia II, den Verlust des Rückumlauts in der 1. Klasse der schwachen Verben.

Nach Gersbach (1982, 55) wird bei dieser Auflistung deutlich, daß erst eine zusammenfassende Untersuchung aller Komplexe zu einer befriedigenden Erklärung führen kann. Frei fügt ihrer eher traditionellen innersprachlichen Begründung nun aber noch eine außersprachliche hinzu. Sie glaubt, daß sich der Wechsel vom präteritalen zum Perfektstil in den bürgerlichen Schichten, im familiären Kreis angebahnt habe als Bevorzugung des von Haus aus subjektiven, gegenwartsbezogenen Perfekts.<sup>36</sup> Diese neue bürgerliche Erzählhaltung trete dann als Folge sozialer Umwandlungen, bei denen Kultur und Sprache des Bürgertums in den oberdeutschen Städten den Sieg über alte Traditionen davontrugen, auch in schriftlichen Texten kurz vor und um 1500 auf. Die rasche Ausbreitung im 16. Jh. lasse sich etwa aus der Neubesetzung vieler Ämter mit Leuten aus Handwerker- und Zunftkreisen nach Einbruch der Reformation erklären (Gersbach 1982, 56f. im Anschluß an Frei 1970, 368f.). Dazu paßt die Beobachtung, daß sich diese Veränderungen gerade in den beiden bedeutendsten süddeutschen Handelsstädten, Augsburg und Nürnberg, die ihren Aufschwung in dieser Epoche der Entdeckungsfahrten erlebten, früher als anderswo auswirkten – und hier wiederum besonders in Textsorten, die der gesprochenen Sprache näher standen, wie etwa in Chroniken, z. T. aber auch in Volksbüchern (wie dem ‚Tristrant‘-Roman).

Eine genauere Untersuchung der entscheidenden Phase von 1470 bis 1530 für sechs verschiedene Textsorten bietet Semenjuk (1981). Dabei zeigt sich, daß territoriale Einflüsse bei der Verwendung des Perfekts als Leitform eines Textes statt dem Präteritum in den einzelnen Textsorten sehr unterschiedlich durchschlagen, also nicht der einzige Grund für das Vorkommen dieser Formen sein können. Als auffälliger erweisen sich hingegen die textsortenbedingten Schwankungen, die Semenjuk im wesentlichen durch Nähe zum oder Abstand vom mündlichen Stil erklärt. Interessant ist u. a., daß die Zahlen für die Häufigkeit des Perfekts in Dialogtexten und in den Volksbüchern am dichtesten beieinander liegen, was Semenjuk mit dem Hinweis begleitet: „d.h. in literarischen Gattungen, die auf eine ziemlich lange literarische und sprachliche Tradition zurückgehen“ (S. 56). Leider schließt sich daran keine Erörterung eventueller Gründe bzw. Hintergründe an.<sup>37</sup>

36 Auch Erben (<sup>12</sup>1980, 95f.) sieht beim Perfekt grundsätzlich den „Ausdruck einer wertenden, urteilenden Stellungnahme“. Für Oubouzar (1974, 69) scheinen sogar in der Zeit des Wechsels nur stilistische Gründe für seinen Gebrauch eine Rolle zu spielen: „Stellen, die besonders hervorgehoben werden sollen, stehen im Präsens der Vollzugsstufe. Die Distanz, die normalerweise zwischen dem Leser und den Ereignissen der Erzählung besteht, wird durch den Wechsel des Standortes aufgehoben.“

37 Die Verteilung von Präteritum und Perfekt im heutigen Deutsch kann nicht mehr Gegenstand dieser Untersuchung sein. Doch sei über einige grundsätzliche Zitate aus neueren Grammatiken hinaus wenigstens auf zwei anregende Publikationen zum Gebrauch der beiden Tempora bei Gegenwartsautoren hingewiesen. Beide beschäftigen sich mit dem oberdeutschen, speziell alemannischen Sprachraum, wo der Ausfall des Präteritums im Mündlichen eine gewisse Unsicherheit seiner Verwendung und seiner Abgrenzung vom Perfekt im Schriftlichen mit sich bringen kann. Ansatzweise hat dies Schenker (1969, 58ff.) in Interviews mit Max Frisch herausgearbeitet. Ausschließlich dem Thema gewidmet ist Bloch (1971) als Dokumentation der Ergebnisse eines Schweizer germanistischen Seminars,

Zuletzt sei noch auf das Argument hingewiesen, mit dem ich dieses Kapitel über periphrastische Verbalformen eröffnet habe: Gerade die Verwendung der analytischen Perfektformen bringt eine syntaktisch wie stilistisch bedeutsame Vermehrung der Fälle mit Satzklammer<sup>38</sup> und der besonderen Stellungsmöglichkeiten innerhalb und außerhalb der Klammer mit sich. Bevor jedoch dieses Thema in B.II.3. detailliert behandelt wird, sei noch auf einen weiteren Zuwachs der analytischen Formen aus dem Bereich des Modus hingewiesen:

#### f) Anmerkungen zur Umschreibung des Konjunktivs II mit *würde*

Im Gegensatz zu den periphrastischen Tempus- und Genusformen ist die Umschreibung des Konjunktivs II mit *würde* nur fakultativ. Daneben existieren weiterhin die primären synthetischen Formen, die aber nicht immer eindeutig sind: man vergleiche die heute so weit verbreitete Floskel *ich würde sagen* anstelle von *ich sagte*, das wegen seiner Homonymie mit dem Präteritum Indikativ (bei allen schwachen Verben)<sup>39</sup> nur noch in ganz eindeutigen Kontexten gewählt wird: *Er würde toben, wenn ich das sagte*.

Trotz der Ermahnung der Grammatiken, in solchen Konditionalsätzen nur einmal, nämlich im Hauptsatz, die *würde*-Umschreibung zu setzen, finden sich hier eben wegen der formalen Doppeldeutigkeit häufig zwei Umschreibungen, also: *wenn ich das sagen würde*. In der 3. Auflage der Duden-Grammatik (1973, 115) heißt es dazu bereits: „Die Regel, die dies verurteilt, ist heute nicht mehr aufrechtzuerhalten“; dennoch folgt eine Empfehlung zur Vermeidung des doppelten *würde*. In der 4. Auflage (1984, 160f.) hat diese Empfehlung einer nüchternen Bestandsaufnahme Platz gemacht, wo die *würde*-Umschreibung heute der Deutlichkeit halber oder in Anlehnung an die gesprochene Sprache zu finden ist. Außer Ersatz für den synthetischen Konjunktiv II der schwachen Verben (wegen des Zusammenfalls mit dem Ind. Prät.) betrifft dies noch wenig gebräuchliche und daher heute oft lächerlich oder preziös klingende Formen von starken Verben: *er würde fliegen* statt *flöge*, *würde schwimmen* statt *schwömmе* oder *schwämme* etc. Dazu kommt bei verschiedenen starken Verben die Schwierigkeit der lautlichen Unterscheidung von Konjunktiv I- und Konjunktiv II-Formen im Mündlichen: *lese-läse* etc. In der Verwendung anstelle eines Konjunktivs II mit Zukunftsbezug schließlich gewinne die Umschreibung ihre eigentliche Bedeutung zurück (Duden-Beispielsatz<sup>4</sup> 1984, 160, aus dem Spiegel: *Würde diese ... Abkühlung noch 250 Jahre im gleichen Maße anhalten [statt: Hielte ... an], begänne in Europa eine neue Eiszeit*). Denn dieses *würde* war ja ursprünglich Konj. Prät. des *werden*-Futurs und hat die Zukunft vom Standpunkt der Vergangenheit aus beschrieben. So zitiert Dal (1966, 132) eine Stelle von Sudermann: *hätten die Freunde ihm nicht schon geholfen? würden sie nicht auch ferner mit Rat und Tat an seiner Seite stehen?* Dies sei keine hypothetische Frage, sondern Gewißheit über etwas faktisch bereits Eingetretenes; vor allem in der Erzählliteratur sind derartige Formen aus der Sicht des allwissenden Erzählers anzutreffen.

---

dessen Teilnehmer bedeutende Schriftsteller der Gegenwart (hauptsächlich oberdeutsche, zum Vergleich aber auch andere) anhand von Textstellen aus ihren eigenen Werken befragt haben, wie sie Perfekt oder Präteritum gesetzt haben. Die vielfältigen, z.T. ganz widersprüchlichen Ergebnisse, die Semenjuks anfangs zitierte Aussage über den in der Praxis widersprüchlichen Tempusgebrauch im Neuhochdeutschen belegen, werden dann noch mit Aussagen von Sprachbüchern und Sprachwissenschaftlern konfrontiert.

38 Vgl. Frei (1970, 368), auch angeführt von Gersbach (1982, 56).

39 Vgl. auch Dals (1960, 6) Argument, die Verwendung des Dental-suffixes bei der Modusform habe zum Ersatz der Tempusform Präteritum durch das Perfekt beigetragen. Graf (1977, 115) hält das jedoch für eine Überschätzung der bedeutungstragenden Kraft des Dental-suffixes.



Die *würde*-Umschreibung findet sich in hypothetischen Perioden jedoch schon seit sich das Futur mit *werden* durchgesetzt hat: Sie verdrängt andere Ansätze aus mittelhochdeutscher Zeit, und zwar ebenfalls umschreibende Formen mit modalen Hilfsverben, vor allem *sollen* und *wollen*. Dal (1966, 149) führt als Beispiel an: *wære ez niht unhövescheit, sô wolte ich schrien* (Walther). Um 1400 gibt es jedoch schon Belege mit der neuen *würde*-Umschreibung: Dal aus dem ‚Ackermann aus Böhmen‘: *torstet ir der warheit bekennen, ir würdet euch selber nennen*. Tschirch (1966, 95) macht in Luthers Hesekiel-Übersetzung auf die (immer noch neuen) *würde*-Umschreibungen unmittelbar neben den synthetischen Formen des Konjunktivs II aufmerksam, z.B.:

- (26) *Oder wo ich das Schwert komen liesse über das Land vnd spreche: Schwert, fare durchs Land, und würde also beide, Menschen und Viehe, ausrotten, Vnd die drey Menner weren drinnen – so war ich lebe, spricht der Herr Herr: sie würden weder Söne noch Töchter erretten, sondern sie allein würden errettet sein.*

Tschirch deutet dieses Nebeneinander als Unbekümmertheit der Übergangszeit, die „viele Freunde des Lutherdeutschs“ zu Unrecht aus den heutigen Revisionen der Bibelübersetzung verbannt sehen möchten.<sup>40</sup>

Als wichtige Triebkraft für die Wahl der umschreibenden Formen ist jedoch auch hier gewiß das „Streben des Deutschen nach einem ‚Satzrahmen‘“ (Erben <sup>12</sup>1980, 110, Anm. 414) zu betrachten.

### 3. Die Verbstellung und ihre Auswirkung auf die Satzorganisation

Im Deutschen hat es im Laufe seiner Geschichte, jedoch im wesentlichen auch in allen Perioden nebeneinander, die folgenden vier Satzorganisationsformen gegeben, ausgehend von der Position des finiten Verbs: (Absolute oder gedeckte) Anfangs- oder Spitzenstellung, Zweitstellung (betrachtet als Satzgliedstellung), Dritt- oder Späterstellung (im Hauptsatz) bzw. Nichtend- oder Späterstellung (im Nebensatz) und Endstellung.<sup>1</sup> Allerdings haben sich die Häufigkeit ihres Vorkommens, ihr kategorialer Wert und ihre stilistische Aussagekraft mehrfach verändert und im Zusammenspiel mit den verbalen Teilen auch die der übrigen Satzglieder. Die folgenden Abschnitte behandeln die Herkunft der einzelnen Formen und ihre Auswirkung auf die Informationsstruktur des Satzes sowie Besonderheiten, die sich im Deutschen durch den Wechsel von Kontakt- und Distanzstellung der verbalen Teile in der Bildung von

<sup>40</sup> Da ich im Hinblick auf die syntaktische Relevanz der Stellung der finiten und infiniten Verbtteile nur die periphrastischen Formen erörtere, werden andere Veränderungen im Konjunktivgebrauch nicht näher behandelt. Man vgl. aber etwa weitere Belege Tschirchs (1966, 94) zum Aufkommen des Indikativs in Nebensätzen, ebenfalls z.T. direkt neben den älteren Konjunktivformen, wie im folgenden *daß*-Satz aus Hesekiel: *das man erfahren sol, das ich der Herr bin... vnd an jr erzeige, das ich Heilig sey*. Zum Konjunktiv in Nebensätzen s.u. S. 139f.

<sup>1</sup> Eine andere Aufteilung in vier Möglichkeiten nimmt Wells (1985, 252) vor: Er rechnet die Späterstellung nicht mit, sondern behandelt sie im Nebensatz unter Endstellung mit Ausklammerung („broken frame“), unterscheidet dafür bei der Zweitstellung zwei Typen, je nachdem, ob in erster Position das Subjekt oder andere Satzglieder (traditionell Inversion genannt) erscheinen.

Satzklammer oder Satzrahmen ergeben: Diese Konstruktionsweise, die aufgrund der in B.II.2. beschriebenen Vermehrung periphrastischer Verbalformen ständig zunahm, gilt als auffällige syntaktische Besonderheit des Deutschen und hat für die Steuerung des Mitteilungsinhalts des Satzes große Bedeutung.

#### a) Zur ursprünglichen Wort- und Verbstellung des Germanischen

Die Forschungsmeinungen über die Verbstellung im Germanischen sind kontrovers. In Fleischmann (1973), Ebert (1978, 34ff.), Scaglione (1981), Lenerz (1984, 129ff.) werden die wichtigsten Hypothesen vorgestellt und gegeneinander abgewogen. Von den älteren deutschen Grammatikern waren es vor allem Delbrück, Wunderlich, Behaghel und darüber hinaus Fourquet (1938), deren Thesen die Forschung beschäftigten.

Geht man von einer einheitlichen zugrundeliegenden Verbstellung aus, so kommen alle vier oben genannten Möglichkeiten in Betracht. Seit Delbrück (1900) wird meist angenommen, im Indogermanischen sei die Endstellung des finiten Verbs die Regel gewesen;<sup>2</sup> das Altindische, das Lateinische und das Hethitische werden dafür als Zeugen herangezogen, ebenso Archaismen in anderen indogermanischen Sprachen, z.B. dem Altirischen. Allerdings hätten dem Verb nichtnotwendige, tontragende (d.h. nichtpronominale) Satzglieder folgen können. Daneben kommt in den genannten Sprachen auch Anfangsstellung vor, und zwar bei Imperativen, Interrogativen und in emphatischen Aussagen: Das entspricht den Verhältnissen im neuhochdeutschen Hauptsatz.

Wackernagel hat 1892 ein rhythmisches Gesetz entdeckt, nach dem gewisse tiefbetonte Partikeln und Pronomina und auch unemphatische Verben an die zweite Stelle im Satz rücken konnten und sich enklitisch an das erste Satzglied anschlossen. Es wird daher die These aufgestellt, daß schon im Indogermanischen die kurzen, unbetonten Verbformen hinter das erste Wort im Hauptsatz traten, während die längeren die Endstellung beibehielten. Hierin wird der Ansatz zur Generalisierung der Zweitstellung im Hauptsatz der germanischen Sprachen vermutet, während im Nebensatz Später- oder Endstellung beibehalten wurde. Wackernagel ging davon aus, daß das Verb im Indogermanischen wie etwa im Altindischen im Nebensatz betont, im Hauptsatz unbetont war. Diese Zweitstellung im Aussagehauptsatz dominiert rein statistisch in den germanischen Einzelsprachen. Ebert (1978, 35) legt jedoch ausführlicher dar, warum eine „statistisch überwiegende Konstruktion“ „nicht unbedingt dem normalen Typus der Vorstufe gleichzusetzen“ sei: „Archaische Züge und mögliche Relikterscheinungen, die auf einen älteren Zustand hindeuten“, seien unbedingt zu berücksichtigen. Als solche kämen die End- bzw. Späterstellung im Hauptsatz in poetischen Denkmälern in Betracht. Lockwood (1968, 260) und Dal (1966, 175) geben dafür folgende Beispiele aus dem Hildebrandslied: *iro saro rihtun* („sie richteten ihre Rüstungen“), *her frāgēn gistuont* („er begann zu fragen“), oder aus den Merseburger Zaubersprüchen: *suma hapt heptidun, suma heri lezidun* („die einen knüpften Fesseln, die anderen hemmten (das feindliche) Heer“), aus Otfrid: *ther engil imo nāhte* („der Engel nahte sich ihm“) etc.

Auch in der frühen Prosa gab es solche Fälle, z.B. Isidor: *Jacob dher hōho fater bauhendo quhad* („Jakob der Patriarch sagte“, lat.: *significat dicens*), oder Tatian:

<sup>2</sup> Im folgenden größtenteils nach Ebert (1978, 34f.).

*mīn tochter ubilo fon themo tiuvale giweigit ist* („meine Tochter ist/wird von dem Teufel übel gepeinigt“). Aus der Prosa schwindet die Verbendstellung jedoch in Hauptsätzen seit Notker,<sup>3</sup> danach kommt sie nur noch vereinzelt vor.<sup>4</sup>

Demgegenüber aber wird die Endstellung in den dichterischen Denkmälern von vielen Forschern als die ursprüngliche germanische betrachtet. Daß sie gerade in der mittelhochdeutschen Epik weiterlebt, erklärt man (so Lockwood 1968, 260) mit dem Alter der Überlieferung, aus der diese erwächst, s. Nibelungenlied: *Kriemhilt in ir muote sich minne gar bewac* („Kriemhild verzichtete in ihrem Herzen ganz auf Liebe“). Da sich dieses poetische Muster besonders gut zum Reimen eigne, habe es sich in der Dichtung fortgesetzt; dort erlebte es sogar seit dem 18. Jh. nochmals besondere Popularität.<sup>5</sup>

Ebert (1978, 35) stellt nun die berechtigte Frage, ob es sich bei dieser End- oder Späterstellung im Hauptsatz poetischer Denkmäler um „ein Relikt des germanischen Systems oder um die Fortsetzung eines noch älteren poetischen Typus handelt.“ Bis heute gibt es darauf keine eindeutige Antwort.

Ebert scheint von der Endstellung als im Germanischen vermutlich noch regulärer Form auszugehen und referiert als Erklärung des Übergangs zur Zweitstellung ausführlich die Theorie Fourquets (1938) (S. 35ff.). Dieser hat, wie vor ihm schon Ries, das System des altenglischen ‚Beowulf‘ als gemeinsamen Zustand für das Altenglische, Altnordische, Altsächsische und Althochdeutsche angenommen, weil in diesen Sprachen gewisse Relikte des ‚Beowulf‘-Systems erscheinen. Dort gebe es zwei Stellungstypen, einen davon mit Anfangsstellung des Verbs, und zwar, wie oben ähnlich für das Indogermanische gesagt, bei Satzfragen, Befehlen und in Aussagesätzen, die den Inhalt hervorheben. Die Besprechung dieses Typs sei hier zunächst eingeschoben, da er auch für das Deutsche eine Rolle spielt:

Im Althochdeutschen gibt es Verbanfangsstellung in Aussagesätzen sowohl in der Stabreimdichtung<sup>6</sup> als auch in der Prosa: Tatian: *was thō zīt nāh sehsta* (< lat.: *hora erat quasi sexta*; nach Lockwood 1968, 256), Notker: *skein ouh Orion mit sīnemo scōnen swerte* („Es schien auch Orion mit seinem schönen Schwert“, nach Dal 1966, 174). Laut Dal ist dieser Typus besonders in den isländischen Sagas sehr häufig, woraus auf seine starke Verbreitung im Germanischen geschlossen werden müsse; sie spricht sogar vom „ursprüngliche[n] Typus“. Lockwood nennt ihn zwar auch eine „traditional construction“, betont aber stets den besonderen Stilwert in literarischen, d.h. vor allem in poetischen Texten. In solcher Funktion begegnet diese Stellung erneut im Frühneuhochdeutschen, z.B. bei Luther: *spricht Simon Petrus zu ihnen: ,ich will hin fischen gehen‘* (nach Lockwood 1968, 257), oder: *sprechen zu ihm seine Jünger* (nach Dal 1966, 174). Beide Belege beginnen nicht ganz zufällig mit dem Verb *sprechen*, bei dem sich im Hochmittelalter, wie auch bei anderen Verba dicendi, besonders oft Spitzenstellung findet; man vergleiche aus dem ‚Prosa-Tristrant‘: *bitt vnnd begere jch betlichen von dir du wöllest mein bot zû jm sein* (P 3920f.).<sup>7</sup>

3 Nicht hierher gehören die sog. Parallelsätze, vgl. Dal (1966, 175).

4 Im 15. und 16. Jh. wird dieser Stellungstyp jedoch nochmals häufiger. Seit Behaghel hat man immer wieder versucht, Beeinflussung durch das Lateinische geltend zu machen: s. dazu u. S. 131ff. in Zusammenhang mit der Endstellung im Nebensatz.

5 Lockwood (1968, 260) führt u.a. Goethe- und Schillerverse an, wie: *Ein Veilchen auf der Wiese stand/ gebückt in sich und unbekannt. – Und herein mit bedächtigem Schritt/ ein Löwe tritt.*

6 Belege s. Lockwood (1968, 256), Dal (1966, 173f.).

7 Ein bekannter Beleg für Spitzenstellung aus jüngerer Zeit, wieder aus der Dichtung, wäre

Vor allem für das Mittelhochdeutsche zu ergänzen ist noch die sog. gedeckte Spitzenstellung. Gemeint sind damit Sätze, in denen vor dem Verb nur ein unbetontes Wort steht, sog. proklitische Subjektspronomina, die im Indogermanischen ursprünglich fehlen konnten (so auch im Gotischen), ferner Orts- und Zeitadverbien mit *dā/dō* und vor allem satzeröffnendes *es*, das erst im Mittelhochdeutschen auftaucht und dann immer stärkere Verwendung findet, z.B. Nibelungenlied: *ez was ein küneginne gesezzen über sē*. Dal (1966, 174) und Lockwood (1968, 257) sehen hier den Typus mit Spitzenstellung noch „durchschimmern“, da das Verb das erste betonte Satzglied ist.

Nochmals zurück zu Fourquets ‚Beowulf‘-System (nach Ebert 1978, 35ff.): Für die Frage, wie bei Annahme ursprünglicher Verbendstellung im germanischen Hauptsatz das Verb an die zweite Satzgliedposition gelangt, ist erst ein zweiter Satztyp im ‚Beowulf‘ interessant. Fourquet bezeichnet ihn als den normalen, unmarkierten. Bei diesem glaubt er folgenden Satzkern herauschälen zu können: pronominale Glieder – nominale Glieder – finites Verb, etwa in *he him apas swor* (‚er ihnen Eide schwur‘). Periphere Satzglieder wie Orts- und Zeitangaben konnten sowohl vor als auch hinter diesen Satzkern treten. Auf dieses System sei dann eine zweite Stufe der Entwicklung gefolgt, die u. a. im altsächsischen ‚Heliand‘ vorliege: Nichtpronominale Glieder seien nun häufiger dem Verb nachgestellt worden: *he him swor apas*; dagegen erhalte sich die Stellung des finiten Verbs hinter den nominalen Gliedern in konjunktionalen und relativen Nebensätzen. Zunächst sei damit in Hauptsätzen noch nicht unbedingt Zweitstellung eingetreten, da noch pronominale Glieder zwischen das erste Satzglied und das Verb eingeschoben werden konnten, z.B. als Reflex des alten Systems im althochdeutschen Isidor: *ih inan infahu* (< lat. *suscipiam eum*). Nach dieser Zwischenperiode sei dann die Generalisierung der Zweitstellung erfolgt, bei der auch Pronomina hinter das Verb gestellt werden konnten, wie etwa in der angelsächsischen Chronik 891–925, in der altnordischen Edda oder normalerweise im althochdeutschen Isidor. Für die Anhänger dieser Theorie bedeutet das, daß die Zweitstellung nicht urgermanisch war, „sondern erst in den altgerm. Sprachen etwa vom 6. nachchristlichen Jh. an aufgekomen“ sei; das parallele Vorkommen in diesen Sprachen wird als „Reihe konvergenter Entwicklungen“ angesehen, d.h. als „ähnliche Entwicklungen, die in schon getrennten Zweigen verwandter Sprachen aufkommen“ (Ebert 1978, 37).

Diese Erklärung paßt weitgehend zu dem, was in neueren Arbeiten zur germanischen und deutschen Wortstellung im Rahmen einer umfassenden Wortstellungstypologie auf der theoretischen Basis der generativen Transformationsgrammatik etwa von Lehmann (1972) oder Vennemann (1974) ausgeführt wurde.<sup>8</sup> Sprachen werden hier nach der Satzgliedfolge in sog. (Subjekt)-Objekt-Verb [= (S)OV]-Typen und (Subjekt)-Verb-Objekt

---

Goethes: *Sah ein Knab ein Röslein stehn ... lief er schnell, es nah zu sehn* (Lockwood 1968, 257). Bei Verben mit trennbarem Präfix bleibt dieses in Spitzenstellung oft mit dem Verb verbunden, wie etwa bei Agnes Miegel: *anhub die Fiedel zum dritten Mal*. Nach Lockwood sind derartige Konstruktionen der gesprochenen Sprache fremd; man könne sie daher im heutigen Deutsch nur als literarische Manierismen betrachten. Verbspitzenstellung kommt jedoch auch in der modernen Umgangssprache vor, vor allem in dramatischen Erzählungen wie *kommt da plötzlich jemand hereingeschneit ...* (Lockwood 1968, 257).

Für Ausrufe wie *ist sie nicht gescheit!* wird dagegen wieder ein anderer Ursprung angenommen, nämlich aus negierten Interrogativsätzen, die als Antwort nur *ja* zulassen. Einmal etabliert, sei dieses Muster dann auch auf ähnliche, von vornherein nicht negierte Ausrufe wie *hast du Glück! war das eine Hetze! hat er ausgesehen!* übergegangen. – Schließlich weist Dal (1966, 174) noch auf neuhochdeutsche Anfangsstellung in *doch*-Sätzen hin, wie bei Goethe: *hat der alte Hexenmeister sich doch einmal wegbegeben*; im heutigen Umgangsdeutsch ließe sich konstruieren: *Sagt doch diese dumme Gans zu mir ..., Fragt mich doch tatsächlich jemand, ob ...*

8 Vgl. zusammenfassend Lehmann (1980, 547ff.), Lenerz (1984, 138ff.).

[= (S)VO]-Typen eingeteilt. Stark verkürzt läßt sich Lehmann so wiedergeben, daß sich alle germanischen Sprachen von einem indogermanischen OV-Typ zum VO-Typ entwickelt haben, doch bewahre das Urgermanische noch OV-Charakteristika, obwohl es schon VO-Züge angenommen habe. TVX als Zwischenstufe bei Vennemann soll bedeuten, das Verb verschiebe sich nicht aus der Satzendstellung unmittelbar zur Stellung hinter das Subjekt, sondern erscheine zunächst nach dem Thema [T] oder den Themata (die nicht Subjekt sein müssen, wie heute im Deutschen!); danach erst könne eventuell eine weitere Spezialisierung zur Zweitstellung auftreten.

Ohne an dieser Stelle weitere Forschungsmeinungen zu erörtern, sei hier festgehalten, daß die Belegsituation der germanischen Einzelsprachen bei entsprechender Argumentation offensichtlich alle Stellungstypen als Ausgangsform denkbar macht – sofern nicht die Vorstellung von nur einer Ausgangsform sowieso zu stark vereinfachend ist.

#### b) Die Differenzierung von Haupt- und Nebensatz

Die Deutung desselben bisher präsentierten Datenmaterials und derselben Arbeit Fourquets (1938) dient Fleischmann (1973, 310ff.) im Rahmen der von Weinrich (1964) entwickelten Relieftheorie<sup>9</sup> zu einer sehr speziellen Theorie der Differenzierung von Haupt- und Nebensätzen im Deutschen: Als germanischer Urtypus oder als Normalstellung wird die Abfolge Nomen-Verb betrachtet, bei der das Nomen „en relief“ gesetzt sei, als Expressivstellung daneben eine Verb-Nomen-Variante. Da sich das Verb jedoch nicht eignete, eine Verbindung zum Vorausgehenden (= Kontext) herzustellen, sei diese Expressivstellung zur Normalstellung verflacht und im Althochdeutschen durch einen neuen Expressivtyp ersetzt worden, in dem das Verbum „dem ersten, nominalen, die Satzverbindung leistenden Glied“ folgt, „wobei sich zunächst noch leichte Glieder (Pronomina, Adverbien) einschieben können“. Diese Stufe, in der die „Zweitstellung des Verbums ein Vordergrundgeschehen“ kennzeichne, bilde den Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung. Wie im Germanischen könne auch auf dieser Stufe noch nicht in Haupt- und Nebensätze differenziert werden, sondern nur von einer durch die Verbstellung gekennzeichneten

„Ordnung, die vom Sprecher subjektiv hergestellt wird, und zwar je nach der Bedeutung, die er einem Sachverhalt für das von ihm erzählte oder besprochene Gesamtgeschehen beimißt. So signalisiert Zweitstellung einen Vordergrundsachverhalt (also einen wichtigen S.), Endstellung einen Hintergrund-Sachverhalt (also einen weniger wichtigen S.), Anfangsstellung eine Nicht-Einordnung in das so entstehende Relief“ (S. 314).

Daß der „Nebensatz“ auf dieser Stufe noch nicht als Satzglied zu betrachten sei, sondern Verbendstellungs- wie -zweitstellungssätze „in sich abgeschlossene grammatische Einheiten“ (S. 316) waren, deren Stellungsvarianten nur dieser (temporal genannten) Reliefgebung dienten, zeige sich noch im Mittelhochdeutschen, wo Verbzweitstellung normal sei, aber noch „ein einfacher Satzteil“ vor dem Verbum stehen

---

9 Weinrichs ‚Relieftheorie‘ geht von einem Unbehagen an der herkömmlichen Scheidung in Haupt- und Nebensatz aus (s.u. S. 138ff., 149f.) und deutet deren unterschiedliche Verbstellung stattdessen textgrammatisch als Anzeichen, ob die Information im ‚Vordergrund‘ (Zweitstellung) oder ‚Hintergrund‘ (Endstellung) steht: vgl. Fleischmann (1973, 77ff.) zu Weinrich, und Lerner (1984, 137f.) zu Fleischmann.

könne, „wenn ein sog. Nebensatz vorausgeht“. In dieser Zeit bahne sich jedoch die Verbindung der „logischen Reliefgebung“ durch satzeinleitende Partikeln<sup>10</sup> mit dem „temporalen Relief“ an, und durch diese Verbindung werde die Endstellung des finiten Verbs schließlich auch zum Signal für „logischen Hintergrund“. In dieser Übergangsphase vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen vollziehe sich dann „die Eingliederung des Endstellungssatzes in den Zweitstellungssatz: Der Endstellungssatz wird von nun an im allgemeinen als Glied des folgenden Zweitstellungssatzes betrachtet“; bei mehrteiligen Satzgefügen könne nun ein „differenzierteres Relief mit einem Hintergrund von ‚verschiedener Tiefe‘“ aufgebaut werden (S. 318).

Fleischmanns Interpretation, die sich mit neueren Theorien der Aufmerksamkeitsfokussierung durch ‚back-‘ und ‚foregrounding‘ eines ‚topic‘ berührt,<sup>11</sup> wird sehr unterschiedlich beurteilt, übt aber durch ihre In-sich-Geschlossenheit in jedem Fall eine gewisse Faszination aus. So etwa Wells (1985, 257): „While the relief theory is illuminating, it is unfortunately ‚subjective‘“; Lerner (1984, 138): „insgesamt sehr spekulativ“.

Die Mehrzahl der Forscher beschreibt die Differenzierung von Haupt- und Nebensatz bis zum Mittelhochdeutschen mehr nach formalen und statistischen Kriterien und in der Folge, bei der Ausbildung der heutigen Normen, unter Erwägung geographischer, sozialer und stilistischer Faktoren.

Aus dieser Perspektive (die Fleischmann 1973, 314, als Rückprojizierung des neuhochdeutschen Grammatiksystems „mit gelegentlichen Gewaltsamkeiten“ betrachtet) wird im Althochdeutschen bereits die Grundlage des heutigen Systems gesehen: Man sieht die Opposition von Haupt- und Nebensatz schon in den ältesten Quellen, und zwar derart, daß das finite Verb im eingeleiteten Nebensatz mindestens eine Stelle weiter gegen Ende des Satzes stand als im Hauptsatz. Fourquet demonstriert das (nach Ebert 1978, 38) an folgendem Beispiel: HS: *ir uuardh man uuordan* (‚er war Mensch geworden‘), NS: *dhazs ir man uuardh wordan/dhazs ir man uuordan uuardh*.

In *daß*-Sätzen (die zu den ältesten Nebensatztypen zählen, s.o. S. 84f.) treten nach Müller/Frings (1959, 16ff.) Pronomina und Adverbien gleich hinter die Subjunktion, stehen also vor dem Prädikat; dies gelte normalerweise auch für nominale Glieder, sofern es sich nur um eines handelt. (Bei Nachstellung lägen gewöhnlich besondere Bedingungen vor, z.B. Anlehnung an die lateinische Wortfolge!). Bei Erweiterung des *thaz*-Satzes um zwei nominale Glieder finden sich jedoch drei Stellungsvarianten, und zwar in der Häufigkeit 3:2:1:

1. Der häufigste Typ: ein Glied steht vor, eins hinter dem Prädikat. Aus dem Weißenburger Katechismus: *thanne bitten uuir, thaz sin namo in uns mannom uuerdhe giuuihit thuruh guodiu uuerc* (‚dann laßt uns bitten, daß sein Name unter uns Menschen geheiligt werde durch gute Taten‘).
2. Ein Drittel seltener sei der im Neuhochdeutschen reguläre Typ, bei dem beide nominale Glieder vor das Prädikat treten. Da das Beispiel von Müller/Frings aus dem stabreimenden Hildebrandslied stammt, zeigt sich allerdings wieder, daß die Häufigkeitsangaben bei Nichtunterscheidung von Dichtung und Prosa nur sehr eingeschränkte Beweiskraft haben: *wettu*

10 Bei Fleischmann steht das in engem Zusammenhang mit der erst für diese Phase anzusetzenden allmählichen Scheidung von adverbialen und konjunkionalen Partikeln, s.o. S. 80f.

11 In diesen Zusammenhang bringt sie terminologisch Wells (1985, 261); s. dazu auch u. S. 151.

*irmingot ... , dat du neo dana halt mit sus sippan man dinc nigileitos* (,Ich mache Gott ... zum Zeugen, daß du niemals mehr mit einem so [nah] verwandten Mann einen Kampf ausführen wirst', Übersetzung nach R. Lühr).

3. Wiederum ein Drittel seltener sei dann die Nachstellung beider nominaler Glieder. Aus Notker: *fernim daz ih nu teilta siben quantitates in uinu. unde in zuei*. (,vernimm, daß ich nun 7 Quantitäten in 5 und in 2 teilte').

Der letzte Beleg aus Notker zeigt nochmals, daß Pronomen und Adverb vor dem Prädikat bleiben. Auch die Nachstellung der nominalen Teile verwirklicht nur eine Möglichkeit, ist nicht die Regel. Denn im großen und ganzen ist die Endstellung bei Notker bereits die weitaus vorherrschende Form, nämlich in etwa zwei Drittel aller eingeleiteten Nebensätze, so ermittelt von Näf (1979, 226f.): „Aufgrund des Ueberwiegens der Belege mit Endstellung des Finitums“ hält er es für angemessen,

„für die Sprache Notkers, gleich wie für das Nhd., von einer Nebensatzklammer zu sprechen. Durch das durchweg an der Spitze des Nebensatzes stehende Einleitewort und die häufig am Ende oder mindestens gegen das Ende hin stehende Personalform entsteht ein Innenraum, der von den genannten beiden Klammerteilen eingerahmt wird. Wie bei der verbalen Klammer im Hauptsatz können auch hier Satzkonstituenten rechts von der Personalform stehen, d.h. ausgeklammert sein. [...]

Im eingeleiteten Nebensatz müssen Einleitewort und Personalform durch mindestens eine Satzkonstituente voneinander getrennt sein“.

Das heißt also, wie eingangs schon gesagt, die Personalform steht im Nebensatz auf einer späteren als der zweiten Position, wenn man das Einleitewort als Erstposition mitzählt. Daher findet sich auch die Bezeichnung ‚Nachweitstellung‘ oder aber, wie bei der Hauptsatzstellung, ‚Späterstellung‘, ‚relative‘ Endstellung (gegenüber ‚absoluter‘), manchmal auch ‚Mittelstellung‘.

Damit ist bereits die Ausbildung der Satzklammer oder des Satzrahmens in Haupt- und Nebensätzen angesprochen. Im folgenden wird die Verbstellung daher nicht weiter getrennt von diesem Phänomen behandelt, wie es in der älteren Forschung häufig geschah.

- c) Die Ausbildung der Satzklammer im Haupt- und Nebensatz und die Stellung der übrigen Satzglieder, unter besonderer Berücksichtigung der sog. Ausklammerung

Vor der Betrachtung der weiteren historischen Entwicklung zunächst einige allgemeine Erläuterungen zur Satzklammer und der damit gekoppelten Einteilung des Satzes in verschiedene Stellungsfelder.

Die Position zwischen finiten und infiniten Verbteilen im Hauptsatz bzw. Subjunktion und verbalen Teilen im Nebensatz wird heute gewöhnlich als ‚Mittelfeld‘ (oder auch ‚Satzfeld‘) bezeichnet, eventuell auf den hinteren verbalen Klammerteil folgende (,ausgeklammerte‘) Satzteile stehen im ‚Nachfeld‘. Allein im Aussage- oder Kernsatz kommt eine dritte Position vor dem finiten Verb hinzu, das ‚Vorfeld‘.<sup>12</sup>

12 Vgl. Duden-Grammatik (41984, 718) oder Schulz/Griesbach (<sup>11</sup>1978, 389ff.). Zu den unterschiedlichen „Bezeichnungen für diese Plätze“ in der Literatur vgl. Eroms (1986, 31f., Anm. 1). Vor dem Satzglied im Vorfeld stehen nur noch nichtsatzgliedwertige nebenordnende Konjunktionen sowie einige weitere Konnektoren, für deren Stellung die Bezeichnungen Nullstelle oder Vor-Vorfeld verwendet worden sind: dazu Thim-Mabrey (1985).

Diese Dreifelderlehre ist vor allem von Drach (1937) und Boost ('1955) entwickelt und zum Ausgangspunkt funktionaler Betrachtungsweisen der deutschen Wortstellung gemacht worden.

Im folgenden soll im Zusammenhang mit der Verbstellung hauptsächlich die Frage der Ausklammerung oder Durchbrechung des Satzrahmens (engl. ‚broken frame‘<sup>13</sup>), also die Nachfeldbesetzung behandelt werden, die jedoch nicht zu trennen ist von der Gestaltung des Mittelfeldes.<sup>14</sup> Dabei sind für die neuere Zeit zwei Gesichtspunkte zu berücksichtigen, die sich in der Forschung erst allmählich durchsetzen: 1. Ausklammerung als Herausstellung zum Satz gehöriger Glieder ist zu unterscheiden vom Nachtrag als einer zusätzlichen späteren Ergänzung. Die Abgrenzung zwischen beiden ist jedoch nicht immer klar, vor allem wenn es sich um nicht vom Verb geforderte freie Angaben handelt. 2. Rath (1965, 220) fordert eine weitere Unterscheidung zwischen „echter“ Ausklammerung als Alternative zur Umklammerung und „notwendigen“ Ausklammerungen, „denen gar nicht die syntaktische Möglichkeit der Einklammerung gegenübersteht“. Die letzten treten allerdings nur bei Gliedsätzen auf.

Rath gibt als Beispiel für einen einklammerungsfähigen Gliedsatz: *In der Aulischen Iphigenie des Euripides fleht Klytaimnestra in der äußersten Not, da ihre Tochter geschlachtet werden soll, den Achill um Hilfe an.* Der mit *da* eingeleitete, eingeklammerte Gliedsatz vertritt eine kausale oder temporale Angabe im Hauptsatz; er könnte auch ausgeklammert werden. Nicht so der *daß*-Satz im folgenden Beispiel: *Das schließt nicht aus, daß ein solches Gedicht dem Zauber der Seele entspringt ...* In diesem Fall vertritt der *daß*-Satz eine vom Verb geforderte Ergänzung im Akkusativ; Endstellung des Verbzusatzes, der ja auch ein Element zur Klammerbildung in Hauptsätzen ist, wäre hier nicht möglich. Auch bei einer periphrastischen Verbform wie *das soll/wird nicht ausschließen, daß ...* ist keine Endstellung des Infinitivs möglich.

Anders dagegen, wenn der *daß*-Satz attributiv, also nur Satzgliedteil bzw. Gliedteilsatz ist: *Das schließt die Vermutung, daß ein solches Gedicht dem Zauber der Seele entspringt, nicht aus* (A.B.). Hier sind Ein- und Ausklammerung möglich. – Ganz grob läßt sich mit Rath für das Neuhochdeutsche festhalten, „daß Subjekt- und Objektsätze nicht einklammerungsfähig sind“ und aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht „Adverbialsätze, wenn sie in Infinitivform auftreten“ (S. 220, Anm. 13).

Gründe für die Ausklammerung sind in der Forschung vielfach erwogen worden. Für das neuere Deutsch wird dabei vor allem die Korrelation zwischen der Stellung und dem Mitteilungswert eines Satzgliedes hervorgehoben, was Weinrich ('1964) und Fleischmann (1973) auch für die historische Entwicklung herangezogen und spezifisch interpretiert haben. Als Gesetzmäßigkeit haben dies, wie schon erwähnt, zuerst Drach (1937) und Boost ('1955) beschrieben. Ihre Ansätze sind in der neueren Forschung erweitert worden um Grundgedanken der Prager Strukturalisten.<sup>15</sup>

Der Satz wird mit Termini aus der griechischen Sprachphilosophie und -logik aufgegliedert in schon bekannte/vorerwähnte Teile = Thema(ta) und neue/unbekannte/noch nicht erwähnte = Rhema(ta). Diese Thema-Rhema-Gliederung des Satzes folgt einem kommunikativen Prinzip,

13 In der neueren Forschung auch ‚right-dislocation‘, deutsch ‚Herausstellung nach rechts‘, vgl. Altmann (1981) mit den verschiedenen Formen im Neuhochdeutschen.

14 Für Meister Eckhart diskutiert diese Zusammenhänge stets sehr deutlich Margetts (1969), zusammenfassend S. 131f.

15 Kurz zusammengefaßt z.B. bei Gülich/Raible (1977, 60ff.) oder Beneš (1973).



und zwar dem des steigenden Mitteilungswertes, d.h. die kommunikativ wichtigen = rhematischen Konstituenten des Satzes stehen am Ende, die thematischen gehen ihnen voraus. Ein Blick auf die Verteilung pronominaler und nominaler Glieder im Satz bestätigt das. (Vgl. die oben für das Indogermanische und Germanische konstatierte Tendenz, pronominale Satzglieder vor das Verb zu stellen!) Bei Satzklammer ergeben sich im Neuhochdeutschen folgende Stellungen im Mittelfeld:

*Peter hat Maria Blumen geschenkt*  
*Peter hat ihr Blumen geschenkt*  
*Peter hat sie Maria geschenkt*  
*Er hat sie ihr geschenkt*

Der letzte Fall ist unmarkiert, hier haben wir im Mittelfeld eine andere Abfolge von Akkusativ- und Dativergänzung als in den beiden ersten Sätzen, in denen *Blumen* als letztes Glied im Mittelfeld vor dem Infinitum den höchsten Mitteilungswert hat.<sup>16</sup> Die Frage ist nun, wie es mit diesem Ansteigen des Mitteilungswertes bei Ausklammerung, d.h. bei Besetzung des Nachfeldes steht: Gibt es einen kommunikativen Unterschied

zwischen: *Peter hat Maria wegen seines schlechten Gewissens Blumen geschenkt*  
und: *Peter hat Maria Blumen geschenkt wegen seines schlechten Gewissens?*

Im Mündlichen spielt für die Entscheidung, ob der Hauptakzent auf *Blumen* oder *Gewissens* liegt, die Intonation eine große Rolle.<sup>17</sup> Die vielfältigen damit verbundenen Probleme können hier nicht weiter aufgerollt werden.<sup>18</sup>

Beneš (1968, 294) weist darauf hin, daß die Ausklammerung in der gesprochenen Sprache viel häufiger vorkommt als in der geschriebenen. Er bringt dies in Zusammenhang mit der „sukzessiven Denkweise“: „der Sprecher erinnert sich nach und nach an immer neue Einzelheiten und knüpft sie (oft erst nachträglich) an“. Für einen Satz wie *Peter hat Maria Blumen geschenkt wegen seines schlechten Gewissens* gäbe es also die Alternative, einmal die Nachstellung der Präpositionalphrase als Mittel besonderer Hervorhebung (Wichtigstes am Ende) zu deuten, oder aber als Nachtrag, als eine Erläuterung, die dem Sprecher zunächst nicht dringend nötig schien, dann aber doch noch zum besseren Verständnis hinzugefügt wurde. Situation, Intonation, Kontext können zur Entscheidung beitragen.

Es ist jedoch fraglich, ob genau dieselben Gründe auch für die Ausklammerung von Subjekten und anderen reinen Kasus-Ergänzungen in früheren Epochen des Deutschen gegolten haben, wenngleich zweifelsohne schon für das Althochdeutsche die „Klanggestalt und Betonungsstruktur eines Satzes“ (Näf 1979, 193) von großer Wichtigkeit waren.

Zunächst sei noch einmal daran erinnert, daß die Anfänge der Rahmenkonstruktion mindestens bis in die germanische Zeit zurückreichen, da bei den dort bereits sporadisch vorhandenen periphrastischen Verbformen (s.o. S. 104ff.) „Hauptsätze mit Zweitstellung des Vf. häufig Endstellung der infiniten Verbeile [...] zeigen“ (Ebert 1978, 39). Zusammenfassend gilt dennoch, daß noch in der althochdeutschen und mittelhochdeutschen Periode vollständige Rahmenbildung (mit absoluter Verbendstellung) insgesamt selten, Distanzstellung der verbalen Teile mit weiteren Satzgliedern hinter den verbalen Teilen jedoch häufiger war. Im Gegensatz zur

16 Vgl. Lenerz (1977), in Kurzfassung Duden-Grammatik (<sup>4</sup>1984, 721f.); zusammenfassend Eroms (1976, 46ff.).

17 Zu Satzakzent und Thema-Rhema s. Lötscher (1983), Eroms (1986, 58ff.).

18 Als eine Art Forschungsbericht s. Weigand (1979), mit Auswirkungen auf die Wortstellung Etzensperger (1979); zuletzt ausführlich Eroms (1986) mit dem Versuch einer Anwendung auf längere Texte (S. 81ff.).

neuhochdeutschen Norm ist dabei bis zum Ende der frühneuhochdeutschen Epoche die Möglichkeit auffallend, nicht nur, wie heute noch, Präpositionalergänzungen ausklammern zu können, sondern im Prinzip alle Ergänzungen. Rein zahlenmäßig betrifft das hauptsächlich die Subjekte und die Akkusativergänzungen. Allerdings ergeben sich für die Haupt- und Nebensätze verschiedene Werte.

Näf (1979) hat für Notker ermittelt, daß die Nebensatzklammer grundsätzlich stärker durchgeführt ist als die verbale Klammer im Hauptsatz. Dies ist verständlich, wenn man der Verbendstellung bereits die Rolle der Charakterisierung des Typus Nebensatz zubilligt, während der Hauptsatz ja schon durch die Zweitstellung des finiten Verbs gekennzeichnet wird und daher einer festen Stellung des Infinitivs nicht unbedingt bedarf. Dementsprechend macht bei Notker die Ausklammerung des Subjekts im Nebensatz 8%, im Hauptsatz 32% aus; „bei der Akkusativ-Ergänzung lauten die entsprechenden Zahlen 28% [NS] gegenüber 53% [HS]“ (Näf 1979, 241). Ein Beispiel für die später immer seltener werdende Subjekt-Ausklammerung im Hauptsatz wäre: *mir ist aber nû fore leide ingangan diu gehuht* („Gedächtnis/Erinnerung“, ebd., S. 191). Näf (1979, 194ff., 242ff.) nennt für Notker folgende Gründe zur Ausklammerung im Haupt- und Nebensatz:

1. Wortmäßiger Umfang der substantivischen Konstituenten, z.B. *Telum ist kesprochen fone demo chrîechîschen uuorte telon* (S. 194). – Speziell die Ausklammerung aus der Nebensatzklammer hat Behaghel (IV, 1932, 78f.) mit dem „Gesetz der wachsenden Glieder“ zu erklären versucht. Es besagt, daß „von zwei Gliedern, soweit möglich, das kürzere vorangeht, das längere nachsteht. Wenn das Verb kürzer sei als seine ‚Bestimmungen‘, so gehe es voraus, wenn es länger sei, so folge es diesen nach“ (Näf 1979, 243). Näf gibt jedoch zu bedenken, daß nicht recht klar werde, was unter der ‚Länge‘ eines Satzgliedes verstanden werden soll. Man spricht daher besser von einer Tendenz als von einem Gesetz.
2. Bei Relativsätzen wurde bevorzugt auch die Konstituente mit ausgeklammert, an die sie sich anschlossen: *tû habest funden dîne friunt. îe der tiuresto scaz sint* (S. 195). Im Neuhochdeutschen wäre die Ausklammerung der Akkusativergänzung *dîne friunt* kaum möglich.<sup>19</sup>
3. Hinzufügung einer Erklärung, vor allem eingeleitet durch *daz chît* („das heißt“) (S. 196). Diese Art sollte eher als Nachtrag bezeichnet werden.
4. Rhythmisch-rhetorische Gesichtspunkte: allerdings sei hier kaum je absolute Sicherheit zu erzielen. Erwogen wird beispielsweise, ob die Satzschlüsse der antiken lateinischen Prosa (besonders am Periodenende), die „durch sog. *clausulae* besonders sorgfältig gestaltet“ waren, eine Rolle gespielt haben. Notker jedenfalls habe sie genau gekannt, da er sie selbst in seiner ‚Rhetorik‘ aufzählt. Es sei jedoch kaum erforscht, wie man sich eine „Uebertragung der *cursus*-Gebräuche, bei welchen es auf den Wortakzent und den Sitz der Wortgrenze ankommt, auf die Prosa der mittelalterlichen Nationalsprachen vorzustellen hat“ (S. 197).<sup>20</sup>

Besonders häufig sind Wort- und Verbstellung an Texten des 14. bis 17. Jhs. untersucht worden. Für diese Periode läßt sich aufgrund der wesentlich zahlreicheren Prosatexte aus verschiedensten Gattungen mehr Belegmaterial beibringen und es bilden sich in dieser Zeit die heutigen Normen heraus. Daher seien diese Forschungsergebnisse ausführlicher referiert:

<sup>19</sup> Mit Gründen für die Entwicklung im Neuhochdeutschen, „notwendige Ergänzungen des Verbums nicht mehr nachstellen“ zu können (nämlich Einfluß des Lateinischen, aber auch „Ersparnis von Kraft und Zeit“ aus rhythmisch-intonatorischer Sicht), vgl. bereits Behaghel (IV, 1932, 144); zu dessen und anderen Vorschlägen s. Margetts (1969, 104ff.), gegen Behaghels Erklärung S. 131.

<sup>20</sup> Zur Übernahme des sog. *cursus* in die deutsche Prosa s. Burdach (1925, 223ff.).

Bei Meister Eckhart beispielsweise erscheint – nach Margetts (1969, 101ff.) – die Nachtragsstellung (auch notwendiger Ergänzungen) noch eher als Regel denn als Ausnahme. Margetts nennt ein breites Spektrum an Gründen, u.a. Betonung, rhetorisch-stilistische Absicht, Erläuterung oder Variation des Satzinhalts.<sup>21</sup> – Auch für die Kölner Jahrbücher des 14./15. Jhs. konstatiert Küpper (1971, 120) geringen Umfang der Satzklammer, wenngleich deren lockere, parataktische Satzfügungen insgesamt einen ganz anderen Stileindruck vermitteln als Meister Eckharts kunstvolle Predigten. – Aus fünf frühneuhochdeutschen Bibelübersetzungen vom 14. bis 16. Jh. ermittelt Hartmann (1970) die Tendenz, mehr und mehr „sehr umfangreiche Ausdrücke“, aber „Ergänzungen nur noch in Ausnahmefällen“ nachzutragen (S. 193); den stilistischen Grund für die Ausklammerung sieht er in Behaghels „Gesetz der wachsenden Glieder“. Wells (1985, 258) hingegen betont – in Anlehnung an Arbeiten Schildts – mehr die geographischen Unterschiede in den Bibelübersetzungen dieser Zeit: die ostmitteldeutschen seien „progressive, showing frames from the mid-fourteenth century“, während die oberdeutschen noch Ende des 15. Jhs. trotz deutlichen Anstiegs der analytischen Verbformen vom Rahmen wenig Gebrauch machen.

Auch in Admonis (1967) Corpus vom 14./15. Jh. herrscht der vollständige Rahmen in allen untersuchten Texten vor, doch sind stets und sehr auffällig, auch noch im 16. Jh., starke Schwankungen festzustellen. Er ermittelt beispielsweise aus zehn Fabeln Luthers (1530) 113 Sätze mit vollständigem Rahmen gegenüber fünf mit unvollständigem Rahmen (= Ausklammerung) und keiner Konstruktion mit vollständiger Aufhebung (= Infinitum tritt direkt hinter Finitum, auch Kontaktstellung genannt). Die Verhältnisse in der zeitgenössischen Schwankliteratur sind vergleichbar. Admoni schließt daraus, daß die Rahmenkonstruktion durchaus volkstümlich, d.h. in der gesprochenen Sprache verankert gewesen sein müsse. Ähnlich Schildt (1976): auch in Flugschriften des 16./17. Jhs., die der gesprochenen Sprache nahestehen, dominiere die Satzklammer; wenn ausgeklammert werde, handle es sich zu 89,4% nur um ein Glied außerhalb der Klammer, zu 10,2% um zwei Glieder und nur zu 0,4% um drei und mehr. Der einzige Unterschied bis zum 17. Jh. sei die prinzipielle Ausklammerbarkeit aller Satzglieder, also auch des Subjekts und der nichtpräpositionalen Objekte. Im 17. Jh. treten diese Möglichkeiten durch die fast ausnahmslose Durchführung des Rahmens in allen Sätzen zurück, bei der späteren Wiederauflösung bleiben die genannten Fälle ausgeschlossen, wofür eventuell die Schulgrammatik verantwortlich sei.

Admonis und Schildts Betonung der Durchführung des Satzrahmens in volkstümlicher Literatur steht in Widerspruch zu der lange einflußreichen These Behaghels, der die absolute Verbendstellung im Nebensatz auf den Einfluß des Lateinischen zurückführte. Hierin sind ihm seine Schüler Hammarström (1923) und Maurer (1926) gefolgt. Dennoch zogen sie ganz widersprüchliche Schlußfolgerungen, und Maurer hat Hammarström scharf und unfair kritisiert.<sup>22</sup> Heute jedoch ist Maurers theoretische Ausgangsposition falsifiziert, während Hammarström jüngst von seinem Landsmann Hård (1981) in vielen Punkten rehabilitiert wurde.

Hammarström hatte sich vor allem auf Urkunden und Volksbücher wie ‚Eulenspiegel‘ und ‚Faust‘ konzentriert, wobei er letztere als volkstümlich, also dem mündlichen Gebrauch nahestehend einschätzte. Bei den Romanen ermittelt Hammarström für den ‚Eulenspiegel‘ (hochdeutscher Druck 1515, Vorlage wohl Ende 15. Jh.) Verbendstellung in nur 76% der Nebensätze, für den ‚Faust‘ (Druck 1587) in 88%, für den ‚Simplicissimus‘ (1669) in 92% (S. 119). In den

21 Diese Beobachtungen geben Margetts den Anlaß zu der Bemerkung, unsere heutige Analyse dieser Sätze nach abstrakten Schemata (wie den aus der neuhochdeutschen Norm konstruierten Satzbauplänen) würden den älteren Sprachstufen kaum gerecht (S. 29): vgl. bereits o. S. 63.

22 Maas (in: Maas/McAlister-Hermann 1984, 5) hält Maurers Polemik für einen Grund, warum „Hammarströms Arbeit bis heute so wenig Berücksichtigung gefunden hat“.

untersuchten Urkunden dagegen ist die Verbendstellung schon im 15. Jh. fast die Regel, mit Ausnahme einiger Fälle von Ausklammerungen des Subjekts und des Prädikativums, was Hammarström auf unmittelbaren lateinischen Einfluß zurückführt. Er deutet den Gesamtbefund seiner Textauswahl folgendermaßen: Die Urkunden zeigten, daß sich die Satzklammer in der Kanzleisprache, und damit unter lateinischem Einfluß, ausgebildet habe. Die Volkssprache sei dieser Stellung noch im 15. Jh. fern; im Laufe des 16. Jhs. jedoch sei die „kanzleischablone auch in die sprache des volkstümlichen stils“ eingedrungen und habe über die „einflüsse der mündlichen rede“ gesiegt, „die den satzhalt nach freieren regeln formen wollte“ (S. 178).

Maurer (1926, 5ff.) nun warf Hammarström einseitige Quellenauswahl vor und besonders (und mit Recht), daß er die Sprache der Volksbücher für die Sprache des Volkes halte. Maurer arbeitet stattdessen mit einem großen, landschaftlich wie textsortenmäßig differenzierten Corpus, allerdings nach dem sog. Behaghelschen Stichprobenverfahren stets nur wenige Seiten eines Textes auswertend. Außer schriftlichen Quellen vom 13. bis 17. Jh. untersucht er noch die lebenden Mundarten. Anhand beider Teilanalysen glaubte er nachweisen zu können, daß die Verbendstellung im deutschen Osten, vor allem in der böhmischen Frührenaissance um Johann von Neumarkt, bei diesen an lateinischer Grammatik geschulten Männern ausgebildet worden sei, sich mit deren Verbreitung als nächstes in Nürnberg, Mainz, und dann weiter um sich greifend in der Schriftsprache durchsetzte und von dort allmählich in die gesprochenen Dialekte eindrang, allerdings mit sehr unterschiedlichem Erfolg und zeitlich sehr abgestuft. Etwas Paralleles habe sich später nochmals bei den sog. schwäbischen Humanisten (z.B. Niclas van Wyle) ereignet.

Für beide Bereiche, Schriftsprache und Dialekt, werden die Entstehungs- und Ausbreitungsbedingungen noch mit Theorien zum Sprachrhythmus zu untermauern versucht: So erwägt Maurer etwa (S. 72ff.), ob die Bevorzugung der Nichtendstellung des Verbs im Schwäbischen mit dem „eigenartigen“ Akzent dieses Dialekts zusammenhänge; oder er gibt zu bedenken, daß das Rhein Hessische am Satzende eine langsam abfallende Kurve meide, das Ende vielmehr fest und gestoßen präsentiere, so daß sich keine unbetonten Hilfsverben, ja nicht einmal unbetonte Suffixe für den Satzschluß eignen. Nach der Klangwirkung richte sich auch oft der Satzbau der Schriftsprache. Maurer glaubt aus dem Phänomen der zwei- und dreigliedrigen Schlußformeln speziell in der böhmischen Kunstprosa (s. o. S. 55) schließen zu können, daß die Humanisten wie schon die mittelalterlichen Prediger oder auch die Chronisten, auf rhetorische Wirkung bedacht, speziell die Stellung am Satzende nutzten, um inhaltlich Wichtigem Nachdruck zu verleihen.

Insgesamt sieht er somit in der Entwicklung des Nebensatzes vier Kräfte im Widerspiel (S. 179f.): 1. In der Schriftsprache werde das Verb unter lateinischem Einfluß ans Ende gestellt. 2. In den einzelnen Landschaften werde dies, je nachdem, ob ihre Satzrhythmik dem entgegenkomme oder ob überhaupt ein rhythmisches Gefühl ausgebildet sei, früher oder später übernommen, so daß sich gerade im Frühneuhochdeutschen landschaftlich verschiedene Typen herausbildeten. Allerdings gebe es weitere Gründe für unterschiedliche Setzungen durch die verschiedenen Zwecke, die 3. einzelne Gattungen und 4. gar Einzelpersonen verfolgen.

Maurers an sich beeindruckend aufeinander abgestimmtes Hypothesengebäude ist, wie gesagt, von der neueren Forschung in seinen Grundpfeilern erschüttert worden, nämlich zum ersten, was die Herkunft im deutschen Osten anbelangt: Maurer stand hier unter dem Einfluß von Burdach u.a., die noch die Prager Kanzlei als die Wiege des Neuhochdeutschen betrachteten (vgl. o. S. 7). Zum zweiten hat sich die Übernahme aus dem Lateinischen nicht halten lassen: Maurer hat zwar im Gegensatz zu Hammarström erkannt, daß weder in den mittelalterlichen lateinischen Urkunden noch im klassischen Latein Endstellung des finiten Verbs die Regel sei. Er vermutete jedoch, daß diese Stellung in lateinischen Schulgrammatiken des Mittelalters gefordert wurde und von daher ins Humanistenlatein und über dieses dann in den deutschen Satzbau eingedrungen sei. Fleischmann (1973) macht jedoch geltend,

daß z.B. in der einflußreichen lateinischen Grammatik Melanchthons von 1572 nicht Endstellung des finiten Verbs im Nebensatz gefordert werde, sondern Zweit- oder Mittelstellung. Zur Widerlegung der These vom lateinischen Einfluß trug auch Stolt (1964) entscheidend bei, die u.a. feststellte, daß bei Luthers deutschen *daß*-Sätzen in 72% absolute Endstellung des finiten Verbs herrscht, dagegen bei seinen lateinischen Nebensätzen, die mit *quod*, *ut* oder *ne* eingeleitet sind, nur in 27%. Luther folgt hier, wie auch mit anderen Stellungsgewohnheiten des Verbums, im Lateinischen ganz anderen Regeln als im Deutschen.

Gerade zu Luthers Wortstellung ist besonders viel geschrieben worden: Da das 16. Jh. allgemein als besonders relevante Epoche für den hier betrachteten Wandel gilt und aufgrund des Einflusses der Luthersprache auf die weitere Sprachentwicklung, bieten sich derartige Untersuchungen an. Seit langem ist besonderes Gewicht auf Luthers eigene Bibelrevisionen gelegt worden, zumal sich gerade zwischen dem sog. Septembertestament 1522 und den späteren Fassungen, ja sogar schon dem Dezembertestament (s.o. S. 39), Unterschiede feststellen lassen, die größtenteils Korrekturen in Richtung auf die spätere Norm erkennen lassen, man vgl. etwa Tschirchs (1966, 83ff.) Beispiele. Bei der Bewertung dieser Änderungen hat Tschirch jedoch einen Faktor außer acht gelassen, auf den schon R. Kuhn (1901) hingewiesen hatte: Die seit Dezember 1522 und später zu beobachtenden Bevorzugungen der Endstellung finden sich nämlich bereits in früheren Teilübersetzungen Luthers vor 1522, während ihn bei der Gesamtübersetzung des NT Anfang 1522, die als ‚Septembertestament‘ herauskam, offensichtlich der zugrundegelegte griechische Originaltext mit der lateinischen Übersetzung von Erasmus beeinflusst hat, was sich an vielen Fällen gleicher Verbstellung zeigen läßt, von denen einige später, offensichtlich wieder mehr dem eigenen (= zeittypischen) Sprachgefühl folgend, rückgängig gemacht wurden.

Lühr (1985) zeigt, daß unabhängig von der Verbstellung in dieser Periode des Deutschen der Nebensatz immer eindeutig gekennzeichnet war – im Gegensatz zu einigen Zweifelsfällen im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen, wie etwa *wande*-Sätzen oder aber Einleitungen mit *der*, *die*, *das*, die relativisch als Nebensatzeinleitung oder als Demonstrativum in einem Hauptsatz gedeutet werden konnten (s. dazu u.S. 149f.). Beispiele aus Luther lassen erkennen, daß diese Eindeutigkeit noch nicht durch eine konsequente Verbendstellungsregel in unserem Sinne erreicht wird, sondern wechselnd durch eines oder mehrere Mittel der Nebensatz-Kennzeichnung, nämlich Einleitewort, eventuell Konjunktiv und Verbstellung. War das Einleitewort eindeutig nebensatzeinleitend, hatte das Verb ziemliche Stellungsfreiheit; handelte es sich jedoch um ein Einleitewort, das in Haupt- und Nebensatz vorkommt, also etwa Relativpronomen oder *dā/dô*, das Adverb am Hauptsatzanfang oder temporale Subjunktion (nhd. *als*) sein konnte, so stand nach der Subjunktion das Verb nicht so weit vorn, daß es mit Hauptsatzstellung verwechselt werden konnte, sondern immer mindestens eine Stelle später, und beim Relativpronomen trat bevorzugt die ursprünglich deiktische Partikel *da* in die unbetonte Stelle zwischen Relativum und Verb, wie schon häufig im Althochdeutschen (*der da kommt im Namen des Herrn*).

Die Beispiele mit und ohne Verbendstellung bzw. mit und ohne Ausklammerung ließen sich fortsetzen mit unterschiedlichen Beobachtungen. Das Vorgetragene zeigt, wie kompliziert die richtige Beurteilung der an kleinen Corpora erhobenen Daten ist, welch unterschiedliche Schlüsse daraus gezogen werden können. Wells (1985, 260) resümiert den Forschungsstand zutreffend:

„A truly ‚historical‘ interpretation must inevitably await further detailed study of the social, and above all educational, influences on sixteenth- and seventeenth century German from

all geographical areas and stylistic levels, but we can nevertheless see quite clearly the emergence of competing structures in the written and printed evidence.“

Die Fragen nach Herkunft und Gründen der Durchsetzung des Satzrahmens wie auch der Verwendstellung im Nebensatz (äußere, strukturverstärkend wirkende oder rein strukturimmanente) bleiben soweit ungeklärt. Die Theorie Behaghels und seiner Schüler vom direkten Einfluß des Lateinischen gilt als überholt – weder ganz von der Hand zu weisen noch zu beweisen ist jedoch der indirekte Einfluß bei Lateinkundigen über Kanzleitradiationen auf die sich ausbildenden Normen der Muttersprache:<sup>23</sup> Dafür spräche auf den ersten Blick eine soziale Analyse, die R. P. Ebert (1986, 101ff.) an Material aus Nürnberg von 1300 bis 1600 vornimmt.

Ebert stützt sich bei seiner Entwicklungsskizze vom 14. bis 16. Jh. auf eigene Untersuchungen zu den Mystikerinnen Christina Ebner und Adelheid Langmann sowie auf Datenmaterial von 41 weiteren Individuen aus dem Nürnberger Raum, einzuordnen nach drei Textgattungen und unter Berücksichtigung der sozialen Faktoren Alter, Geschlecht, soziale Schicht, Bildung und Beruf.<sup>24</sup> Er geht aus von den Verhältnissen im Nebensatz, über dessen Entwicklung wir besser unterrichtet seien (S. 106): Von 593 „rahmenfähigen Nebensätzen“ bei Ebner haben 80,3% einen vollständigen Rahmen, 14,3% einen unvollständigen und 5,4% keinen. Andere Texte des 14. Jhs. aus demselben Raum zeigen ein ähnliches Bild. Nach einem Rückgang der Verwendstellung im 15. Jh. steigt sie im 16. Jh. wieder stark an, ist in Eberts Corpus jedoch insgesamt in Chroniken, Tagebüchern und Erzählungen weniger häufig als in Geschäfts- und Privatbriefen, was zunächst erstaunlich anmutet. Die Erklärung sucht er in sozialen Faktoren (S. 108): am häufigsten ist Verwendstellung (und damit der Satzrahmen) bei Männern mit Universitätsbildung in bedeutenden städtischen Ämtern, und dann, in abnehmender Frequenz, bei Absolventen der Lateinschule ohne Studium in städtischen Ämtern und im Handel sowie bei Klosterfrauen, Studenten, Handwerkern, und am wenigsten häufig bei weltlichen Frauen. Diese Reihenfolge gilt auch, wenngleich weniger ausgeprägt, für den Satzrahmen im Hauptsatz, der jedoch „auf allen Etappen des Nhd. weniger folgerichtig durchgeführt zu sein“ scheine als im Nebensatz (S. 112).

Ebert versucht nun seine Ergebnisse mit Schildts Theorie über die Herkunft des Rahmens aus der Umgangssprache in Einklang zu bringen, was die Textsortenspezifität der Rahmendurchführung nahelegt.

Er glaubt (S. 114) „mit Vorsicht den Schluß“ ziehen zu können, „daß der vollständige Rahmen ein wesentlicher Zug auch kurzer gesprochener Sätze im 16. Jh. war“ und in der amtlichen Sprache („einst als statistische Hyperkorrektur entstanden“) auch in langen Sätzen fast ausnahmslos gebraucht wurde. Von der hyperkorrekten Amtssprache könnte sich dann der Einfluß auch auf die private Geschäftssprache ausgedehnt haben, während andere Textsorten, „wie Reisebeschreibungen, Chroniken, Fachprosa, Tagebücher“ noch länger häufig Ausklammerungen aufwiesen. Die weitere Entwicklung sei jedoch eindeutig von den „Prestigemustern“ mit vollständigem Rahmen und einer zunehmenden Zahl von Gliedern ausgegangen.<sup>25</sup>

23 Zu indirekten, katalysierenden Einflüssen des Lateinischen im Zusammenhang mit *cursus*-Übernahmen aus lateinischen Dokumenten s. u.a. Wells (1985, 259).

24 Dabei faßt er die Ergebnisse aus Ebert (1980) zusammen, die auch Wells (1985, 259ff.) in seinen Abschnitten über „word order“ und „the verbal frame“ mehrfach heranzieht.

25 Entwicklungsgeschichtlich wie soziologisch aufschlußreich ist auch der Vergleich mit dem Jiddischen: Timm (1986) führt zur (weithin noch unerforschten) Syntax des Jiddischen aus, daß es die bildungssprachliche Entwicklung vom 16. Jh. an nicht mitgemacht und z.B.

Trotz dieser (von Ebert selbst so bezeichneten) „Spekulation“ bleibt mit Wells (1985, 259) festzuhalten: „Ebert’s study provides no evidence that the frame originated in speech: its origins remain uncertain.“

Nyholm (1981, 59f.) stimmt aus anderen Erwägungen mit der älteren Annahme überein, der unvollständige Rahmen sei typisch für die Sprechsprache,<sup>26</sup> ohne deswegen Beeinflussung der Rahmenausbildung durch das Lateinische anzunehmen: Das bereits aus dem Germanischen ererbte, im Deutschen stets vorherrschende Rahmenprinzip sei konsequenter durchgeführt worden, als sich durch den „Übergang vom Hörverstehen zum Leseverstehen“ im Gefolge des Buchdrucks „die Grundlage für die syntaktischen Varianten der Wortstellung“ veränderten:

„Dadurch entfielen nämlich die Möglichkeiten der Betonung und Information für das Verstehen, statt dessen wurden eine genaue Interpunktion und ein optisches Erkennen der Zusammengehörigkeit der Bestimmungen wichtig [...] und die schweren Glieder, die beim Sprechen ausgeklammert wurden, um die Spannweite des Satzes und das Fassungsvermögen des Hörers nicht zu überfordern, konnten auch bei längeren Sätzen eingeklammert werden.“<sup>27</sup>

Auf ähnliche Begründungen syntaktischer Veränderungen durch Lese- statt Hörrezeption werde ich im nächsten Kapitel ausführlicher zurückkommen.

#### d) Die Abfolge der verbalen Teile in mehrgliedrigen Prädikaten

Bei der Frage nach der Verbstellung ist ein weiteres Detail zu beachten, das bisher nicht direkt angesprochen wurde: Bei mehrgliedrigen Verbalkomplexen ist auch die Abfolge von finitem Verb und dem (oder den) infiniten Teil(en) sowie bei drei- und mehrgliedrigen die Abfolge der infiniten Teile untereinander heute genormt: Das finite Verb steht im Hauptsatz an zweiter und im Nebensatz an letzter Stelle; für die anderen Teile, die im Hauptsatz am Satzende, im Nebensatz vor dem finiten Verb stehen, gilt die Regel „rechts determiniert links“ oder „Regens hinter Dependens“, d.h. nach Duden-Grammatik (1984, 717): „die anderen Teile stehen um so weiter nach rechts, je eher – bei Umwandlung des Prädikats in Prädikate mit je einem Bestandteil weniger – der einzelne Teil Finitum wird“ (mit Ausnahme des Infinitivs „der Verben, von denen der sogenannte ‚Ersatzinfinitiv‘ gebildet wird“). Diese Regeln haben sich jedoch erst sehr spät, z.T. erst im 18. und 19. Jh. durchgesetzt; in den Jahrhunderten davor wurden andere Möglichkeiten variantenreich verwirklicht. Dazu nochmals einige Beispiele aus dem ‚Prosa-Tristrant‘:

---

weiterhin auch obligatorische Satzglieder ausgeklammert habe, weshalb z.T. im 19. Jh. Ausklammerung als typisch „jüdisch“ gegolten habe. Im Ostjiddischen sei die Satzklammer ganz beseitigt worden. Timm deutet diese unterschiedliche Entwicklung seit dem 15./16. Jh. so, daß das Jiddische die unpräzise Haltung der Bewährung im normalen Gebrauch vertrete, ohne die Ambitionen mitzumachen, die das Schriftdeutsch prägen: Stärker erklärungsbedürftig sei daher die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache.

26 In Anlehnung an Sandig (1973) verweist er auf die Ähnlichkeiten der Verhältnisse in der mittelalterlichen Literatursprache und in der heutigen Sprechsprache. Sein eigenes Corpus enthält u.a. Belege aus dem ‚Prosa-Lancelot‘ und aus Füetters ‚Prosa-Lancelot‘ (s.o. S. 54).

27 Nyholm (1981, 60) überlegt, ob nicht auch Luthers Entscheidung für die Endstellung des Verbs bei den Revisionen damit erklärt werden könnte, daß auch für ihn sein Bibeltext im Laufe der Zeit mehr zum Lesetext geworden sei als bei der ersten Abfassung.

- (1) [...] *daz si in bi der varwe/ne mohten niht erchennen.* (R 1796f.)  
*das sy weder farb noch wappen sehen noch erkennen mochten.* (P 778f.)
- (2) [...] *das sis mit eren bey dem küng nit mocht anhaben.* (P 1483)
- (3) [...] *das sy bey dem küng mit eren in dem hembt geschlaffen mōcht.* (P 1486f.)
- (4) [...] *daz si ir vergaebe/ob siu ielt hat getan,/[daz si vermid]en solde han.* (R 3050ff.)  
 [...] *vnnd bat dye frawen jr auch ze vergeben. ob sy ye jchtes gethan hette. das sy solt vermiten haben.* (P 1558f.)

In (3) steht bei diesen zweigliedrigen Prädikaten aus Infinitiv + Modalverb das finite Verb am Ende, in (1) wurde die Vorlage in diese Richtung geändert. (2) zeigt jedoch, daß diese für das Neuhochdeutsche typische Stellung durchaus nicht konsequent durchgeführt ist. In (4) ist die Zwischenstellung des Finitums *solde* bei dreigliedrigem Prädikat in der Prosa nicht in End-, sondern in Anfangsstellung umgewandelt.

Die ältere Forschung brachte wenig Transparenz in das gerade im 15./16. Jh. verwirrende Vorkommen dieser Stellungsvarianten. Maurer (1926) ermittelte für sein Corpus, daß noch im 14. Jh. die Hilfsverben in gleicher Weise in zwei- und dreigliedrigen Prädikaten voranstehen konnten, während sie im 16. Jh. bei den dreigliedrigen voran-, bei den zweigliedrigen hingegen nachstünden: Den Grund suchte er im Rhythmus. Ferner gibt Maurer Statistiken, daß die Formen von *sein* öfter bis ins 15. Jh. in Endstellung erscheinen als die von *haben*, und zwar glaubte er, die Passivumschreibung mit *sein* in Endstellung sei vorangegangen, gefolgt seien die Aktivumschreibung und zuletzt die *haben*-Verbindungen.<sup>28</sup>

Härd (1981) und Ebert (1981) haben jüngst die Verhältnisse im Nebensatz vom 15. bis 20. Jh. genauer durchleuchtet, ergänzt durch eine weiterführende Zusammenfassung in R. P. Ebert (1986, 122ff.), in der er Härd berücksichtigt und einiges über die „Reihenfolge der infiniten Formen im Hauptsatz“ hinzufügt. Härd hat in einer größer angelegten Untersuchung mit acht Schnitten durch die Zeit von 1450 bis 1975 die synchrone Distribution wie auch die diachrone Weiterentwicklung der Varianten in ein zwar im einzelnen „durchaus nicht einfaches“, „in der Gesamtentwicklung“ aber „beeindruckend zielgerichtetes“ (Lötscher 1985, 269) Bild gebracht. Da sich herausstellte, daß jeweils große Frequenzunterschiede zwischen dem Hilfsverb *werden* und Modalverben als Finitum vorliegen, unterscheidet er stets vier verschiedene Strukturtypen der Verbalkomplexe. In einigen Stellungstypen spielen sich im Untersuchungszeitraum geradezu „dramatische“ Entwicklungen ab: Die Voranstellung etwa, die um 1500 noch fast ein Viertel der Fälle (und bei Modalverben noch wesentlich mehr) ausmacht, sinkt erst im 19. Jh. erheblich ab; die zunächst sehr häufige (über die Hälfte!) Zwischenstellung (Beispiel 4) geht dagegen schon wesentlich früher zurück, während die Nachstellung von ca. 20% Mitte des 15. Jhs. und nach einem Tiefstand vom 16. bis 18. Jh. dann im 18./19. Jh. eklatant zunimmt und in einigen der vier Typen 100% erreicht. Die vierte Variante, nämlich die Weglassung des Finitums, ist eine im wesentlichen für das 16. Jh. bis Anfang des 18. Jhs. typische Erscheinung, die Admoni (1980, 348) als Tendenz deutet, „den Nebensatz als ein in das Satzgefüge fest eingegliedertes, kommunikativ unselbständiges Gebilde strukturell unzweideutig kenntlich zu machen“: Er sieht hierin eine Ergänzung zur Durchsetzung

28 Mit Interesse an dem bisher allein von Maurer erörterten geographischen (= dialektalen) Einfluß auf die Stellungsvarianten s. R. P. Ebert (1986, 127).



der Endstellung, durch die der Nebensatz gegenüber dem Hauptsatz konsequent gekennzeichnet wird; sie wird aber, wie Härds Tabellen zeigen, wieder aufgegeben.<sup>29</sup>

Härd deutet seine Ergebnisse folgendermaßen: Schon um 1500 zeigen sich deutliche Ansätze zu einer systembedingten Struktur der zwei- und dreigliedrigen Nebensatzprädikate: Zunächst wandle sich mit der Rahmenstruktur die Dependenzstruktur, indem die Personalform bei zweigliedrigen Prädikaten auf den Platz nach der ihr untergeordneten Nominalform rücke. Daß bei den drei- und viergliedrigen zunächst Voranstellung vorherrsche, sei nur ein scheinbarer Widerspruch: Die Schlußstellung setze sich nämlich schrittweise durch: zunächst bei einfachen Verben, dann bei zweigliedrigen, dann bei dreigliedrigen mit Partizip II und zuletzt bei dreigliedrigen mit Infinitiv. Bei Fällen mit dem sog. doppelten Infinitiv etwa steht das Finitum noch heute voran:

(5) *daß er nicht hat/wird kommen können; daß er hat geholt werden müssen,*

während sich bei einigen Strukturen der Wandel „vor unseren Augen“ abspiele, so etwa von ... *wird kommen lassen* zu ... *kommen lassen wird*: „Der heutige Zustand stellt ein systematisch noch nicht ganz zu Ende geführtes Mischsystem dar“ (Lötscher 1985, 269).

Von weiteren Einzelheiten, die die Detailuntersuchungen ergeben, sehe ich hier ab in Übereinstimmung mit R. P. Ebert (1986, 122), der die „Stellung des finiten Verbs im Verbalkomplex“ als eine „für die Ausdrucksmöglichkeiten des Deutschen relativ unbedeutende Entwicklung“ bezeichnet, seine eigenen Analysen (an dem oben schon vorgestellten Nürnberger Corpus) jedoch damit begründet, daß hier eines der „schönsten Beispiele des Zusammenwirkens von sprachlichen und außersprachlichen Faktoren bei der syntaktischen Variation und dem Syntaxwandel“ im Zeitraum von 1300 bis 1750 vorliege.

#### 4. Satzkomplexität

Mit der schrittweise formal immer deutlicheren Differenzierung von Haupt- und Nebensätzen durch die Verbstellung und mit dem Ausbau der Satzklammer durch eine zunehmende Zahl von Satzgliedern im Mittelfeld an der Schwelle zum Neuhochdeutschen stellt sich bei der stilistischen Betrachtung des Satzes grundsätzlich die Frage nach dem Verhältnis von ko- und subordinierten Satzstrukturen in größeren Gefügen/Perioden und nach deren Organisationsmustern und Komplexitätsgraden in den einzelnen Epochen der deutschen Prosa.

---

29 Laut R. P. Ebert (1986, 132) hat die „Entwicklung der afiniten Konstruktion“ außer dem Überblick bei Behagel (III, 1928, 486ff.) „noch keine eingehende Behandlung erfahren“. Ziemlich übereinstimmend wurde bisher beobachtet, daß sie häufiger in Texten vorkommt, die der gesprochenen Sprache ferner stehen. Schildt (1978, 27) betrachtet sie als Zeichen stilistischer Zwanglosigkeit, während die Setzung des Hilfsverbs im Gliedsatz ein Zeichen besonderen Stilnormenbewußtseins sei. Eberts Ergebnisse aus seinem Nürnberger Corpus (s.o. S. 134) scheinen das zu bestätigen, allerdings mit großer individueller Variation.

a) Nochmals zur Entstehung und zur formalen Kennzeichnung von Nebensätzen im Althochdeutschen

Daß die Darstellung der Genese des Satzgefüges als eines langsam, aber stetig vom Althochdeutschen bis zum 18. Jh. fortschreitenden Entwicklungs- und Entfaltungsprozesses vom einfachen Satz zu immer größerer Komplexität, wie sie gewöhnlich in Sprachgeschichten skizziert wird (s.B.I.2.), so einfach nicht haltbar ist, dürfte die kontroverse Beurteilung verdeutlicht haben, ob für das Althochdeutsche bereits eine sinnvolle Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz und neben- und unterordnenden Konjunktionen und sonstigen Adverbien in Konnektorfunktion möglich ist. Wolf (1981a, 99f.) deutet die Mehrzahl der neueren Forschungsergebnisse (z.T. ausdrücklich gegen Fleischmann 1973) so, daß bereits im Althochdeutschen Hauptsatz und Untersatz<sup>1</sup> distinkt seien. Neuere Arbeiten zu Otfried und Notker hätten erwiesen, daß sich bis auf wenige Ausnahmen feststellen lasse, „ob ein Nebensatz vorliegt oder nicht“ (Wunder 1965, 29). Daher sei eine Unterscheidung von Parataxe und Hypotaxe bereits im Althochdeutschen möglich, auch wenn die Mittel, die Unterordnung formal ausdrücken, vielfältiger, mehrdeutiger und längst nicht in der Weise systematisiert sind, wie sich dies in den folgenden Jahrhunderten anbahnt.

Das Überwiegen parataktischer Reihungen im Althochdeutschen, auf das sich etwa Tschirchs (I, <sup>3</sup>1983, 175) Hypothese stützt, die germanische Urform der syntaktischen Aussage sei die „unverbundene Folge von *Hauptsätzen*“, muß nach Wolf (1981a, 100) primär als ein Stilmittel und nicht als das „Fehlen grammatischer Möglichkeiten“ gewertet werden. Es sei daran erinnert, daß das Vorhandensein hypotaktischer Konstruktionen im Althochdeutschen nicht generell bestritten werden kann, jedoch mit dem Hinweis, es handle sich dabei hauptsächlich um Übersetzungsliteratur, für die sog. „unverbildet-gewachsene Satzfügung des Dt.“ (Tschirchs I, <sup>3</sup>1983, 175) nicht in Betracht gezogen wird. Entsprechend heißt es weiter, es könne nicht sicher geschieden werden, was „ungeschickte Nachahmung oder unwillkürlicher Einfluß der lateinischen Vorlage ist oder sein könnte“: Daß es im Althochdeutschen sogar kompliziertere Hypotaxen gibt, wird also nicht negiert, tritt jedoch wegen dieser Abwertung für Tschirchs weitere Darstellung ganz in den Hintergrund.

Wolf dagegen stützt sich auf das Vorhandensein einer Reihe von Mitteln im Althochdeutschen, die Subordination anzeigen können, und auf textsortenspezifische Analysen, die allerdings weniger zum Althochdeutschen als zu späteren Sprachstadien vorgenommen wurden. So kam etwa Rockwood (1975, 136) anhand frühmittelhochdeutscher Prosatexte (s.u. S. 143f.) zu dem Ergebnis, daß didaktische und narrative Texte syntaktisch weniger komplex seien als Gesetzestexte und Gebete. Sie führt das

1 Der Terminus ‚Untersatz‘ soll den Terminus ‚Nebensatz‘ ersetzen, da besonders aus der Sicht der Valenzgrammatik die hiermit bezeichneten satzförmigen Strukturen entweder die Rolle eines Satzgliedes im Hauptsatz einnehmen, indem sie als Ergänzungen oder Angaben auftreten (daher auch Gliedsatz genannt), oder aber als attributive Erweiterung zu einem Satzglied hinzutreten. Der Terminus Nebensatz verdunkelt – nach Zemb (1976, 254f.) – die „Teil-Ganzes-Relation“, in der ein Träger- oder Matrixsatz zu dem eingebetteten Satz steht, sofern dieser ein Gliedsatz ist. Diesen Inkonsistenzen soll durch den Terminus ‚Untersatz‘ begegnet werden; konsequenterweise dürfte man dann auch nicht mehr ‚Hauptsatz‘ sagen, sondern ‚Übersatz‘ o.ä.

auf größere Komplexität der Gedanken und eventuell auch auf lateinische Einflüsse bei den beiden letzten zurück.

Einige Beispiele für die beiden unterschiedlichen Argumentationen: Als charakteristisch für die Grundform der asyndetischen Parataxe von Hauptsätzen im älteren Deutsch dient Tschirch (I, <sup>3</sup>1983, 175) u.a. folgender Beleg aus Otfrid:

- (1) *Gistirri zältun wir io, ni sähun wir nan ér io* („Die Sterne beobachteten wir seit jeher, (doch) diesen sahen wir nie zuvor“)

Tschirch kommentiert: „In zwei unabhängigen Hauptsätzen sind hier zwei Inhalte unverbunden nebeneinandergestellt, die in unserem Bewußtsein in ihrer inhaltlich-gedanklichen Bezogenheit fest miteinander verkettet erscheinen: ‚Obgleich wir schon immer die Sterne beobachtet haben, haben wir diesen vorher noch niemals bemerkt‘, so würden wir diesen Sachverhalt heute in einem Gefüge aus Neben- und Hauptsatz wiedergeben“ (S. 176).

Welcher Art sind nun demgegenüber die Mittel im Althochdeutschen, „die Einordnung eines Einzelsatzes in einen größeren Erzähl- oder Gedankenzusammenhang ausdrucksmäßig erkennen zu lassen“ (Tschirch I, <sup>3</sup>1983, 177)? Als „erste[n] tastende[n] Schritt auf diesem Wege“ nennt Tschirch den Konjunktiv, der im Althochdeutschen häufig die inhaltliche Abhängigkeit eines Satzes von einem anderen kennzeichne. Ähnlich sieht Wolf (1981a, 100) im Konjunktiv „eines der noch nicht spezialisierten Signale für Hypotaxe“ und erinnert daran, daß es auch Sprachen gebe, „die für das Verb in einem Untersatz spezielle Endungen bereithalten“. Tschirchs Beispiel:

- (2) *Hërro, ih thicho ze dir: thaz wazzer gâbîst dû mir* („Herr, ich flehe zu dir: du mögest mir dieses Wasser geben“).

Kommentar: „Wieder erfolgt die syntaktische Wiedergabe zweier Aussagen in zwei unabhängigen und unverbundenen Hauptsätzen. Diesmal aber ist die zweite der ersten dadurch untergeordnet, daß ihr Prädikatsverb *gâbîst* in den Konj. gesetzt ist in hörbarem Unterschied zu dem Ind. des ersten Prädikatsverbums *thicho*. Um das gleiche Ziel zu erreichen: die zweite Aussage der ersten unterzuordnen, drängen wir sie in einen Nebensatz ab: ‚Ich bitte dich herzlich (darum), daß du mir solch Wasser schenkst‘ oder ‚mir solch Wasser zu schenken‘“ (S. 178).

Daß derartige syntaktische Deutungen der Konjunktivsetzung nur für bestimmte Satztypen angenommen werden dürfen, aber nicht für Nebensätze allgemein zu generalisieren sind, haben verschiedene Arbeiten zum Nebensatz und zum Modusgebrauch im Althochdeutschen hervorgehoben, u.a. Handschuh (1964), Wunder (1965), Furrer (1971).

Wunder unterscheidet historisch „prinzipiell zwei Herleitungen“ für den Konjunktiv im Nebensatz:

1. „Der Konjunktiv ist ursprünglich ein Konjunktiv des HS, also Modus des Wunsches, der Aufforderung und spezieller Gebrauchsweisen (Konzessivität, auch Ausnahme?“ (S. 497). In diesen Fällen (s. Bsp. 2) lasse sich der Konjunktiv des Nebensatzes auf einen Konjunktiv im selbständigen Hauptsatz als konstruierter Vorstufe des Nebensatzes zurückführen (S. 493). In der weiteren Entwicklung treten dann hier verdeutlichende Konjunktionen ein, z.B. ahd. *thaz*. Daneben bleiben eine Reihe von Nebensätzen im Indikativ stehen, und zwar bei Otfrid die mit *tho* und *so* eingeleiteten Temporalsätze sowie Kausalsätze mit der Einleitung *nu* und z.T. auch mit *wanta*. Doch nur wenige Nebensatzarten hätten einen bestimmten Modus als ausnahmslose Regel. Die Verteilung von Konjunktiv und Indikativ im

althochdeutschen Nebensatz hänge vielmehr – ähnlich wie im Neuhochdeutschen – im wesentlichen davon ab, ob die Aussage vom Sprecher/Erzähler als nicht-real (nur vorgestellt) oder als real (tatsächlich oder vorgestellt) hingestellt wird.

2. Eine Sonderform der konjunktivischen Nebensätze stellen die sog. „Ausführenden Sätze nach Verba declarandi et sentiendi“ (S. 493) dar. Nach Wunders Auffassung sind sie nicht auf den Konjunktiv eines Hauptsatzes zurückzuführen: Es sei vielmehr entweder ein „älterer Modus der Berichtsform“ oder in der Berichtsform sei ursprünglich der Indikativ verwendet, dann aber, nach der Ausbildung von Nebensätzen, durch den in Nebensätzen relativ häufigen Konjunktiv ersetzt worden.

Neben diesen beiden Typen konjunktivischer Nebensätze setzt Wunder noch eine dritte Gruppe an, die „keine eigentliche Parallele in parataktischem Gebrauch“ (S. 497) habe, sondern nur aus dem althochdeutschen System zu verstehen sei. Es sind dies die Konjunktive in hervorhebenden Nebensätzen, nach *er/thanne* bei positivem übergeordnetem Satz und ein Teil des relativen Konjunktivs (= nach Negation im übergeordneten Satz, besonders bei Konsekutivsätzen; nach Aufforderungssätzen oft in abhängigen Gefügen der Vergangenheit).

Ist bei Wunder die Auseinandersetzung mit Behaghels Theorien über die Entstehung des Konjunktivs noch sehr vorsichtig und nur in Einzelpunkten kritisch geführt, so findet sich bei Furrer (1971, 9ff.) eine glatte Ablehnung des Behaghelschen Ansatzes, den Nebensatzmodus aus einem ursprünglichen Hauptsatzmodus erklären zu wollen: Dies sei „fatal, weil der Angelpunkt jeder Moduserklärung in einen rekonstruierten Sprachstand verlegt“ werde. Er setzt dagegen, daß ein Konjunktiv, wo immer er auftrete, „zuerst seine eigene Bedeutung“ habe; dann erst beginne „das syntaktische Spiel des gegenseitigen Determinierens, das u.a. die Sinneffekte des Konjunktivs“ zustandebringe, die da sind: die Bezeichnung von Wunsch, Begehrt, Forderung; indirekte Rede; Gleichgültigkeit, objektive Ungültigkeit – oder, wenn man die Abstraktion weitertreibt, als Grundwert „eingeschränkte Gültigkeit“. D.h. jedoch prononcierter als bei Wunder, daß im Althochdeutschen bereits im wesentlichen ähnliche Prinzipien wie später im Neuhochdeutschen für die Setzung des Konjunktivs im Nebensatz gelten. Dann aber kann der Konjunktiv nicht primär als (zumindest potentes) Instrument der Nebensatzcharakterisierung betrachtet werden.<sup>2</sup>

Einen nächsten Schritt zur lockeren „Verknüpfung von Sätzen, deren Aussagen im Gesamtzusammenhang der Darstellung enger miteinander zu tun haben“, sieht Tschirch (I, <sup>3</sup>1983, 178) in der syndetischen Koordination,<sup>3</sup> die in erster Linie durch das allgemeinste Bindewort *und* (ahd. *unti/anti/enti/inti/indi* etc.) hergestellt wird. Bsp. (3) aus der Tatian-Übersetzung enthält ein solches *inti*, das auf lat. *et* zurückgeht:

- (3) *ih bim alt, inti mîn quena fram ist gigangan ...* (< *Ego enim sum senex, et uxor mea processit ...*; nach Tschirch I, <sup>3</sup>1983, 178).

---

2 Eine detaillierte Auseinandersetzung mit dem Konjunktiv, speziell „in althochdeutschen und mittelhochdeutschen Inhaltssätzen“, findet sich bei Schrod (1983), vgl. bereits kurz o. S. 84, Anm. 14: Schrod stellt u.a. die „Geschichte der Konjunktiv-Definitionen“ dar (S. 18ff.), unterscheidet mit P. Wunderli drei „situationelle Grundtypen“ des Konjunktivgebrauchs (Nicht-Realität/Vorstellung, kritische Stellungnahme, Hintergrundstellung/„Relief“, S. 37) und entwickelt eine Stadienfolge für die Modussetzung in abhängigen Strukturen (S. 61ff.): Nach autonomer Modussetzung folge (speziell beim Inhaltssatz) in Abhängigkeit von bestimmten („nicht-faktiven“) Verben Konjunktivsetzung, die aber durch den Indikativ ersetzt werden könne (mit Modusvariation im Zwischenstadium), wenn die Abhängigkeit der Teilstruktur durch andere Beziehungsmittel bezeichnet werde.

3 Ich folge später terminologisch der Unterscheidung von de Boor (1926f.), der daneben noch die anaphorische Koordination ansetzt (s.u. S. 143), während die bisherigen Bsp. (1) und (2) als asyndetische Koordination (ohne Bindewort) bezeichnet werden.

Studiert man mittelalterliche Bibelübersetzungen genauer – z.B. anhand der Bibelparallel Drucke in Tschirch (21969) –, so ist zu beobachten, wie oft sich dieses auf lat. *et*, grch. *καί* zurückgehende *und* noch bei Luther findet. Es ist z.T. als typisches Stilistikum der Bibelsprache gedeutet worden,<sup>4</sup> hat aber im mittelalterlichen Erzählstil noch andere Funktionen. Tschirch (I, 31983, 178) bezeichnet die Verwendung des altdt. *und* als „inhaltlich völlig unbestimmt“, so daß es bis ins Frühneuhochdeutsche hinein sogar „gegenteilige Satzaussagen miteinander verknüpfen“ kann.<sup>5</sup> Als Beispiel für ein solches adversatives *und* dient ihm der folgende Beleg aus den Straßburger Eiden von 842:

- (4) *Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Ludhuuige gesuor, geleistit indi Ludhuuig min herro, then er imo gesuor, forbrichit, ob ih inan es iruenden ne mag, noh ih noh thero nohhein, the ih es iruenden mag, uuidhar Karle imo ce follusti ne uuirhdit.*  
 ‚Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludwig geschworen hat, hält und Ludwig, mein Herr, den bricht, den er ihm geschworen hat, so werden, wenn ich ihn davon nicht abbringen kann, weder ich noch irgendeiner, den ich daran hindern kann, ihm gegen Karl beistehen‘  
 (nach Schlosser 21980, 293).

Diesem althochdeutschen Text geht der altfranzösische voraus, in dem es anstelle des *indi* ebenfalls *et* heißt. Aus dem Vergleich mit der autochthonen althochdeutschen Dichtung versucht Tschirch abzuleiten, daß sich die syndetische Satzverbindung im „eigenständigen Schrifttum der Zeit“ nur gelegentlich finde (vereinzelte Beispiele im ‚Muspilli‘ und im ‚Wessobrunner Gebet‘), in den 68 Zeilen des Hildebrandsliedes hingegen gar nicht. Da er als germanische Ur- und Ausgangsform die asyndetische Parataxe annimmt, liegt diese Deutung der spärlichen Textbelege nahe. Ebensogut ließe sich jedoch von der großen Häufigkeit der Satzanschlüsse mit *und* in späteren Texten ausgehen, die in verschiedenen Textgattungen durch das ganze Hoch- und Spätmittelalter hindurch zu beobachten und bis heute für mündliche Stile charakteristisch ist. Wenn man daher *und*-Anschlüsse als die im Mündlichen von alters her üblichen annimmt, könnte man ihr seltenes Vorkommen in der von Tschirch angeführten althochdeutschen Stabreimdichtung als Folge von deren intensiver dichterischer Durchgestaltung ansehen, bei der diese Elemente weitgehend getilgt wurden, während sie etwa bei den Übersetzungen unbefangen ähnliche Funktionen tragen wie in der Vorlage. Das Beispiel zeigt, wie man denselben Befund unterschiedlich deuten kann – und dies mit weitreichenden Konsequenzen. Man wird jedoch, genauer als es bei Tschirch geschieht, Haupt- und Nebensatzverbindungen (ko- und subordinierendes *und*) zu unterscheiden haben, wenn man dieses Problem gründlicher behandeln will.<sup>6</sup>

Wenn ich für das numerische Verhältnis von Haupt- und Nebensätzen im Althochdeutschen nochmals auf die Evangeliendichtung (und nicht Prosa!) Otfrids zurückkomme, weil es zu ihm detaillierte Forschungen gibt, so ist dies nicht unbedingt

4 Vgl. zu Luther Stolt, u.a. (1983); zu Luther und Tatian Betten (1987).

5 Vgl. Behaghel (III, 1928, 314f.).

6 Schröbler (1982, 122f.) gibt mittelhochdeutsche Beispiele für schwer beschreibbare Nebensatzleitungen mit *und*. – In (4) finden sich auch mehrere Nebensätze, die wiederum genau dem Altfranzösischen entsprechen: für ahd. *oba/ob* steht afrz. *si*, für das erste Relativpronomen *then* afrz. *que*, für *the* afrz. *cui*. Sie zeigen, daß diese (Neben-) Satzleitungen und die damit angeschlossenen (Neben-) Satztypen als geeignete deutsche Wiedergabemittel für subordinierte Sätze der Vorlage betrachtet werden (vgl. o. B.II.1.).

von Allgemeingültigkeit für die ganze Epoche, sondern eher ein Beispiel eines Autors und einer Textsorte für die Möglichkeiten, die im Althochdeutschen bereits bestanden. So relativiert Wunder (1965, 419ff.) selbst sein Ergebnis, Otfrid verwende sehr oft Nebensätze – und zwar deutlich mehr in erörterndem Kontext als in erzählendem – durch den Hinweis, daß zu anderen Autoren keine vergleichbaren Untersuchungen vorliegen, die statistische Aussagen erlauben würden. Und er stellt des weiteren die mangels Textüberlieferung nicht zu beantwortende Frage, „ob Otfrid mit dieser häufigen Verwendung von Nebensätzen eventuell eher der sonst bei einem Prosatext üblichen Verwendung der Unterordnung nahesteht als der uns (!) geläufigen (?) Tradition poetischer Texte“. Von den 4033 Nebensätzen, die Wunder bei Otfrid zählt, sind 3073 (= 76,3%) Nebensätze 1. Grades, 827 Nebensätze 2. Grades, 122 Nebensätze 3. Grades und immerhin 8 Nebensätze 4. Grades und 3 Nebensätze 5. Grades (S. 423). Mit den genannten Einschränkungen erscheint Wunder der Prozentsatz an mehrfacher Unterordnung ziemlich hoch. Ob das mit der von Otfrid gewählten Metrik zusammenhängt, die sich ja von den Formen der germanischen Stabreimdichtung stark unterscheidet, oder mit dem von de Boor (1979, 79) betonten Einfluß der „Vielstufigkeit des [...] lateinischen Satzbaues“ auf den geschulten Lateiner Otfrid, läßt sich nicht klar entscheiden.

Mehrfach untergeordnet sind vor allem *daz*-Sätze, weitaus weniger Relativsätze und indirekte Fragesätze, selten auch Temporalsätze mit *so* und Kausalsätze mit *nu* und *wanta*. Wunder (1965, 424) erklärt das damit, daß sie „selbständigen Sätzen näher stehen als die anderen NS-Arten“.<sup>7</sup>

Wunders detaillierte Untersuchungen zeigen deutlich, wie viele verschiedene Gesichtspunkte berücksichtigt werden müssen, bevor man sich an generalisierende Aussagen wagt.

#### b) Komplexe Sätze im Frühmittelhochdeutschen

Eine größere Zahl von frühmittelhochdeutschen Corpora wird von de Boor (1926f.) und Rockwood (1975) erfaßt. Allerdings konzentriert sich nur Rockwood ausschließlich auf Prosadenkmäler, während de Boor vom Ezzolied ausgeht und dieses dann mit anderen Texten derselben Zeit vergleicht. Es liegt daher nahe – ohne wiederum eindeutig beweisbar zu sein –, daß abweichende Ergebnisse mit den Corpusunterschieden zusammenhängen. Immerhin läßt sich das Ezzolied mit Otfrid vergleichen, was de Boor auch tut. Hauptvergleichspunkt ist für ihn jedoch die hochhöfische Epik. In Abgrenzung zu dieser kommt er (1926, 252f.) zunächst zu folgendem Ergebnis:<sup>8</sup> Neben vorherrschender parataktischer Reihung finden sich „auch schon recht komplizierte Satzsysteme“. Charakteristisch sei jedoch „die Schwerfälligkeit und Unübersichtlichkeit, mit der hier ein Nebensatz an den anderen gereiht“ sei; die Sätze seien „nicht organisiert, sondern kettenartig aneinandergehängt“, recht eigentliche „Bandwurmsätze“, die mitten hineingeworfen seien“ in den einfachen Parataxenfluß des Gedichtes“. Diese „Satzsysteme“ oder „Satzgebäude“, wie de Boor in sorgfältiger Vermeidung der Termini ‚Gefüge‘ oder ‚Periode‘ sagt, können

<sup>7</sup> S. zu *wanta* o. S. 87ff. und u. S. 149f.

<sup>8</sup> Es dürfte sich in Tschirchs Darstellung dieser Periode (s.o. B.I.2.) widerspiegeln.

entweder durch logische oder anaphorische Syndese koordinativ verknüpft sein oder hypotaktisch (durch Subjunktionen). Dabei treten, im Vergleich zu Otfrid, in der Stellung der Nebensätze (s.u. S. 156ff.) Änderungen auf; vor allem die Zahl der Vordersätze nimmt merklich zu. (Bei Otfrid sind, nach Wunder (1965, 429) 12,3% der Nebensätze (= 495) vorangestellt, jedoch fast nur Nebensätze 1. Grades, nur 11 mal zwei Nebensätze.) De Boor deutet dies (mit Kracke 1911) als einen „Umschwung im Stil“ gegenüber Otfrid. Dagegen gehe die Einschaltung von Nebensätzen in den Hauptsatz, auch Mittelstellung genannt, gegenüber der althochdeutschen Dichtung, speziell wieder gegenüber Otfrid, erheblich zurück, was deshalb von Interesse sei, weil diese Form „eine gut entwickelte Syntax“ voraussetze (1926, 260). Diese Bemerkung de Boors erscheint mir wegen des Gegensatzes zu der stark vereinfachten, teilweise verzeichnenden Theorie Tschirchs von einer kontinuierlichen syntaktischen Entwicklung im Sinne einer ständig zunehmenden Entfaltung bemerkenswert. Ich habe hier immer wieder darauf hinzuweisen gesucht, ob nicht vielmehr – auch wenn sich das wegen der Überlieferungslage nur schwerlich beweisen läßt – von Anfang an verschiedene textsortengebundene syntaktische Stile nebeneinander bestanden haben.

Als Ergänzung zu de Boor sei nochmals an Wunders Überlegungen erinnert, ob Otfrids Stil dem Prosastil nahekomme, was wiederum schwer zu beurteilen ist, da es keine schriftsprachliche autochthone deutsche Prosatradition im 9. Jh. gibt, sondern eben nur Verbindungen zur Übersetzungsliteratur einerseits und – stark spekulativ – zu mündlichen Erzähl- und Argumentationsstilen andererseits hergestellt werden können. In den von de Boor zum Vergleich herangezogenen Prosadenkmälern des 12. Jhs. sind die Verhältnisse ganz anders als in den dichterischen Quellen: Macht die Asyndese bei jenen 60–70% aus, so in der Prosa nur 34%; und gegenüber den in der Dichtung vorherrschenden koordinierenden Syndesemitteln überwiegen hier die subordinierenden. De Boor wertet diese komplexen Hypotaxen jedoch (wie später Tschirch) als nicht „eigenwüchsig“ (1927, 55), sondern ganz vom lateinischen Vorbild abhängig (1927, 52f.).

Größere Erwartungen richten sich angesichts dieser noch unbefriedigenden Aussagen zur Prosa auf Rockwoods (1975) Ergebnisse. In ihrem Corpus, den knapp 90 ‚Denkmäler[n] deutscher Prosa des 11. und 12. Jahrhunderts‘ von Wilhelm (1960), stellt sie, wie oben schon erwähnt, Unterschiede zwischen weniger komplexen didaktischen und narrativen Texten gegenüber komplexeren Gesetzestexten und Gebeten fest – was wieder die Frage nach eventuellem lateinischen Einfluß aufwirft. Sie erörtert zunächst ausgiebiger den adäquaten theoretischen Rahmen für eine Klassifikation der Nebensätze.<sup>9</sup> Komplexität versteht sie als stilistisches Merkmal; dabei benützt sie Überlegungen der generativen Transformationsgrammatik zur Verständlichkeit und Akzeptabilität eingebetteter Sätze, je nachdem an welcher Stelle des Satzes bzw. seiner Teilphrasen diese eingebettet sind. Das führt zu einer Definition von Komplexität nicht nur nach der Zahl, sondern auch nach der Art der Einbettung der abhängigen Sätze in den Matrixsatz (S. 121f.).

Hinsichtlich der Zahl der Nebensätze weist die höchste Komplexität ein Gebet auf, der sog. ‚Kölner Morgensegen‘. Er umfaßt im Druck 37 Zeilen, besteht aus acht

---

9 Kritisch dazu und mit Hinweisen, welche Analysemethoden für dieses Material ergiebiger gewesen wären, die Rezension von Schieb (1978a).

Sätzen, in einen davon sind 18 Nebensätze eingebettet. Ich gebe hier in einer gewissen Adaption an Rockwoods Analyseschema<sup>10</sup> den Satz, aufgegliedert nach Graden der Abhängigkeit vom übergeordneten Matrixsatz (Z. 1), wieder:<sup>11</sup>

- (5) 1 *Sí fín nude gíbunden.*  
 2 *dat fí ovgín inhavín.*  
 3 *da míde he gífín muge*  
 4 *dat dir schaden muge.*  
 5 *Dat fí den munt níden avín*  
 6 *dat fí nít insprechín*  
 7 *dat dir schadín muge.*  
 8 *Dat fí dí orín nít hauín inmuzfen.*  
 9 *dat fí gíhorín dat*  
 10 *dat dir scadín inmuge.*  
 11 *Dat fí dat herze nít inhavín.*  
 12 *dat fí gídenken. díchén dinc*  
 13 *dat dir schadín mugín.*  
 14 *Dat fín hende fín aví [fín] gíhowín*  
 15 *dat fí nít inruren*  
 16 *dat dir schadín muge.*  
 17 *Dat fí nít vuzfe inhavín*  
 18 *zu ganne joch zu fanne.*  
 19 *dat dir schaden muge.*

Wichtig ist Rockwoods Resümee, daß diese Satzstruktur, da sie sehr geordnet und symmetrisch sei und nur wenige verschiedene Nebensatztypen enthalte, keineswegs komplexer, ja vielleicht sogar einfacher wirke als andere Strukturen mit weniger, aber verschiedenartigen, komplizierter verschachtelten Nebensätzen, die es in demselben Corpus auch gibt.<sup>12</sup>

### c) Satzkomplexität im Mittelhochdeutschen

Aus der Periode des klassischen Mittelhochdeutschen sind, wie beim Literaturüberblick gesehen, nur wenige große Prosa-Corpora überliefert und ediert, darunter die altdeutschen Originalurkunden bis 1300 (s.o. S. 46, Anm. 113) und der ‚Prosa-Lancelot‘ (s.o. S. 50f.). Auch hier können mit Hilfe einiger jüngerer Spezialuntersuchungen nur

10 Rockwood (1975, 87); einige ihrer Nebensatzklassifikationen kann ich jedoch nicht nachvollziehen.

11 Die in Wilhelms Text gesetzten Punkte dürfen natürlich nicht als Zeichen für die Vollständigkeit einer Struktur genommen werden. Zur mittelalterlichen Interpunktion als Hilfestellung für die „Vorleseintonation“ vgl. u.a. Maas (in: Maas/McAlister-Hermann 1984, 20f.). – Um Strukturkriterien für Sätze bemüht sich heute sowohl für die Analyse älterer Texte wie auch gegenwartssprachlicher mündlicher Texte die Valenzgrammatik, die das finite Verb als strukturbildendes Zentrum betrachtet. Manche Entscheidungen über den Umfang eines Satzes hängen von solchen Vorüberlegungen ab. Ansätze finden sich bei Seidel/Schophaus (1979, 102ff.) zum ‚Prosa-Lancelot‘ in einem Kap. über „Segmentieren eines mhd. Textes in Sätze und Teilsätze“.

12 Leider jedoch nicht in größerer Zahl: wie Schieb (1978a, 366) bemerkt, fallen „die Ergebnisse trotz der richtigen und interessanten Fragestellung so mager“ aus, weil die einzelnen Texte zu kurz sind. Ergiebiger müßte die Einbeziehung von Predigtsammlungen sein: So attestiert etwa Hausner (1972, zur Syntax 253–365) den Oberaltaicher Predigten die Fähigkeit zu komplizierten ausgedehnten Perioden.



einzelne Schlaglichter auf die Epoche geworfen werden, da diese wenigen Texte den Sprachstand ja nur sehr ausschnittshaft repräsentieren. Am Ende kann daher kein Gesamtbild stehen, sondern eher ein Eindruck von der Vielzahl der zu berücksichtigenden Faktoren.

Speziell mit der Syntax der Urkundensprache des 13. Jhs. beschäftigen sich etwa Eshelman (1961) und Schulze (1975). Beide wählen wiederum nur eine kleine Subklasse des deutschsprachigen Urkundenmaterials aus: Sammelt Wilhelm (1932ff.) insgesamt 4.500 deutsche Urkunden bis 1300, so behandelt Schulze davon nur 0,64%, nämlich die 29 Urkunden, die von Anfang an zweisprachig, deutsch und lateinisch konzipiert waren. Dabei kommt sie zu dem überraschenden Ergebnis, daß die deutschen Urkunden syntaktisch nicht von den lateinischen abhängig sind, obgleich eine solche Vermutung naheläge: Schließlich blicken die lateinischen Urkunden auf eine lange Tradition zurück, und auch im Hochmittelalter ist ihre Zahl noch wesentlich höher als die der deutschen. Die vergleichenden Analysen erweisen jedoch, daß dieselben Fakten in den lateinischen und den deutschen Versionen mit unterschiedlichen syntaktischen und stilistischen Mitteln gestaltet sind (S. 24f.). Im Gegensatz zu Hattenhauer (1964), der eine einzelne dieser Parallelurkunden interpretiert hat, möchte Schulze die Andersartigkeit des deutschen Satzbaus nicht auf ‚gesprochenen Stil‘ zurückführen: Sie hält dagegen, daß die ‚umfangreichen Konstruktionsbögen‘ (S. 30f.) dieser Texte im schriftlichen Bereich entstanden sein müssen. Eine gewisse Nähe der Rechtssprache im allgemeinen zur Mündlichkeit – wie sie in der Fachliteratur vielfach behauptet worden ist – soll damit jedoch nicht abgestritten werden (S. 11); Schulze beschränkt sie aber offensichtlich mehr auf gewisse formelhafte Ausdrucksweisen, die sich in der langen Tradition mündlicher Verhandlungen herausgebildet haben dürften.

Als Abweichung von den lateinischen Fassungen arbeitet Schulze besonders die ‚Auffächerung‘ lateinischer Perioden in Gefüge mit mehreren Gliedsätzen im deutschen Text heraus.<sup>13</sup> Die Unterschiede beruhen vor allem auf der ‚Umformung lateinischer Partizipialformen‘ und nominaler Adverbialglieder zu Gliedsätzen; dadurch verändere sich häufig der Konstruktionsrahmen, es komme zur ‚Unterteilung in mehrere Sätze‘ (S. 58). Gewisse Grundstrukturen bleiben jedoch gleich: So steht im Kern meist ein Aufforderungssatz, mit dem positive oder negative Bedingungen verknüpft werden, im Deutschen in Form von Konditionalsätzen und verallgemeinernden Relativsätzen. Zur genaueren Erläuterung einzelner Satzglieder werden ferner viele attributive Relativsätze verwendet. Modale, konsekutive oder finale Nebensätze finden sich hingegen seltener (S. 68ff.).

Dieser Befund ist in etwa mit dem von Eshelman vergleichbar: Bedingungssätze mit und ohne Konjunktion stehen auch bei den Augsburger Urkunden an erster Stelle, es folgen verallgemeinernde Relativsätze (von ihm Indefinitsätze genannt) und erst dann die *daz*-Sätze verschiedenster Funktion. Diese Frequenzen der einzelnen

13 Sie scheint sich hier an eine terminologische Unterscheidung anzuschließen, die Roloff (1970, 155) für die älteren deutschen Texte vorschlägt, nämlich die Bezeichnung ‚Periode‘ für streng hypotaktische Konstruktionen zu reservieren, für die stärker koordinativ, anaphorisch oder ohne Verknüpfungsmittel zusammengebaute Konstruktionen der frühen deutschen Prosa hingegen den Terminus ‚Satzgefüge‘ zu verwenden als ‚strukturellen Ausdruck einer syntaktisch bewältigten Sinneinheit‘. Vgl. S. 153f., Anm. 30, 31.

Nebensatztypen stimmen nicht mit dem überein, was zum Althochdeutschen allgemein gesagt wurde, und auch nicht mit Rockwoods Ergebnissen zum Frühmittelhochdeutschen, wo tatsächlich *daz*-Sätze und Relativsätze so dominieren, wie Tschirch es für das frühe Deutsch verallgemeinert. Sie stehen aber auch in Kontrast zu anderen Textarten derselben Zeit. So hat Schieb in mehreren Aufsätzen zum Nebensatzrepertoire des ‚Prosa-Lancelot‘ (1970, 1972, 1978c) ermittelt, daß dort 30% aller Nebensätze von den Subjekt- und Objektsätzen gestellt werden, 25% von Relativsätzen und 12% von Temporalsätzen, die damit an der Spitze vor den übrigen Adverbialsätzen stehen. Bei einem Vergleich der Ergebnisse ist allerdings zu berücksichtigen, daß Schieb die Nebensatzarten nicht nach einleitenden Kon- und Subjunktionen bestimmt hat, sondern nach Funktionsklassen mit einem jeweils breiteren Spektrum an verschiedenartigen Einleitungsmöglichkeiten: *daz*-Sätze etwa finden sich sowohl in den Gruppen der Subjekt- und Objektsätze wie auch bei Final-, Konsekutivsätzen u.a.m. – Es sei daher zunächst festgehalten, was bei genauerem Überlegen eigentlich selbstverständlich ist: Die Art der Nebensätze, die in den einzelnen Texten dominieren, also stilprägend sind, hängt zum ersten unmittelbar von den Inhalten und den internen logischen Beziehungen dieser Texte ab; zum zweiten kann die Vorlage auf Wahl und Wechsel der Verknüpfungsmittel einwirken. Wolf (1981a, 214) spricht hier im Vokabular der heutigen Textlinguistik von unterschiedlichen „Vertextungsstrategien“, die letztlich die Bevorzugung strenger hypotaktischer oder lockerer parataktischer Konstruktionen bedingen (vgl. o. S. 89).

Noch einmal konkreter zu Schulzes Urkundenanalysen, am Beispiel einer berühmten Parallelurkunde, dem sog. ‚Mainzer Landfrieden‘ von 1235 (vgl. o. S. 46). Hier ein Ausschnitt aus einer Strafanweisung für aufständische Söhne:

(6) *Hac igitur edicta lege perpetuo valitura sanctimus, ut quicumque filius patrem suum de castris, terris, aliis possessionibus uiolenter eiecerit autem bona ipsius incendiis inuaserit uel rapinis seu cum inimicis patris fedus inierit sacramenta uel fidem prestans inpaterni bonoris uel bonorum ipsius graue detrimentum uel destitutiō [=destitutionem], quod uelgo verderpnusse vocatur, si pater cum duobus uiris bone opinionis et integri status synodalibus hominibus eundem filium de aliquo malefactorum tam enumeratorum coram iudice conuicerit sacramento, omnium bonorum successione, tam paternorum quam maternorum, mobilium et immobilium, feodis proprietate ac hereditate sit perpetuo ipso iure priuatus; itaque nec patris nec ullius iudicis restitutione uel beneficio ullo umquam potatur. (4F, S. 7, Z. 32ff.)*

*Swelch sun sinen vater uon sinem eigen oder uon sinem erbe oder uon sinem güt uerstorzet oder brennet oder roubet oder wider inze sinen uienden swert mit eiden, daz uf sinf vater ere gat oder uf sine verderbnusse, bezuiget ez sin vater ze den heiligen nor dem ribter mit zwein sentbarn mannen, der sun sol sin uerteilet eigens vñ lebens vñ uarendes gütēs vñ berlichen alles des gütēs, des er uon vater vñ von mütter erben solde, ewichliche, also daz im weder ribter noch der vater wider gebelfen mag, daz er dehein reht zedem güte gewinnen muge. (4P, S. 12, Z. 18ff.)*

(aus Schulze 1975, 45)

Im Deutschen und Lateinischen liegt je ein umfangreiches Gefüge mit Erweiterungs- und Bestimmungsgruppen in Form von Satzgliedern und Gliedsätzen vor. In Z. 5 und 13 des deutschen Textes finden sich die typischen Auflösungen lateinischer Partizipial- oder Ablativkonstruktionen in deutsche *daz*-Sätze; beide Male kommt es dabei zu gewissen inhaltlichen Veränderungen. Am Anfang des Gefüges steht in beiden Sprachen das ausführlich erläuterte Subjekt in Form eines verallgemeinernden Relativsatzes: *Swelch sun* bzw. lat. *quicumque filius*. Im Unterschied zum Lateinischen ist im Deutschen jedoch kein übergeordneter Satz wie das lat. *sanctimus, ut* vorangestellt. Zu beiden Relativsätzen gehören mehrere Prädikatsgruppen.

Den „markante[n] Unterschied zwischen beiden Sprachen“ sieht Schulze (1975, 46) nun darin, daß der im Lateinischen „mit *ut* begonnene Konstruktionsbogen nach den zahlreichen Zwischengliedern ohne besondere Stütze wiederaufgenommen und zu Ende geführt“ werden kann: Z. 12f.: ... *omnium bonorum successione* ..., und Z. 15: ... *sit perpetuo ipso iure privatus*. Im Deutschen hingegen wird nach dem langen vorangehenden Relativgefüge, an das sich noch ein uneingeleiteter Konditionalsatz anschließt (Z. 6ff.: *beziiget ez sin vater*, im Lateinischen steht hier die Subjunktion *si*), wodurch der Überblick über die Konstruktion einigermaßen erschwert wird, „das Subjekt in Form des entscheidenden Substantivs noch einmal wiederholt und unmittelbar neben das Prädikat gestellt: ... *der sun fol sin uerteilet* ...“. Schulze interpretiert das folgendermaßen:

„Auf diese Weise hängt der am Anfang stehende verallgemeinernde Relativsatz konstruktionsmäßig in der Luft und ist nicht wie im Lateinischen voll eingegliedert. Der Sinnzusammenhang zwischen dem *Swelch jun*-Satz und *der sun* ist allerdings offenkundig [...]. Eine Erklärung für den Unterschied zwischen der lateinischen und der deutschen Konstruktion scheint mir darin zu liegen, daß im Deutschen über eine so lange Gliedsatzkette hin der Zusammenhang nicht ohne weiteres empfunden wurde, sondern durch ein Signal verdeutlicht werden mußte. Durch die Wiederholung des Subjekts wird im Deutschen die Sinnbeziehung zwischen dem Satzanfang und der an wesentlich späterer Stelle stehenden Prädikation angezeigt“ (S. 46).

In anderen Fällen wurde stattdessen eine derartige Sperrstellung von Anfang an vermieden. (Von Sperrstellung spricht man beim Einschub von einem oder mehreren Nebensätzen zwischen zusammengehörende Satzteile.) Einer der Gründe für die anderen Konstruktionsformen, die das Deutsche hier wählt, liege darin, daß es nicht so eindeutig wie das Lateinische durch Flexionsmorpheme auch bei isolierter Stellung von Satzteilen deren Zugehörigkeit und Satzgliedfunktion überhaupt kenntlich machen könne (S. 68–73). Die an Beispiel (6) zu beobachtende Wiederaufnahme des Subjekts durch eine Pro-Form findet sich im übrigen von der frühesten Überlieferung im Althochdeutschen an (vgl. o. S. 82) und ist auch heute noch im Mündlichen gang und gäbe, etwa: *Der Kerl, der hat doch tatsächlich mehrere Autos demoliert*. Da hier kein Einschub zwischen der voll lexikalisierten Form und ihrer pronominalen Wiederaufnahme steht, erhält die Konstruktion jedoch eine andere Funktion als die der syntaktischen Wiederbewußtmachung einer unterbrochenen Konstruktion. Sie hebt vielmehr durch Isolierung das erste Satzglied aus dem Satzverband heraus, was heute oft ‚Topikalisierung‘ genannt wird. Zu derartigen Herausstellungsformen und ihren Funktionen s. ausführlich Altmann (1981). Vergleichbar mit dem Urkundenbeispiel wäre ein konstruiertes Beispiel wie: *Der Kerl, der betrunken über den Parkplatz taumelte, der/dieser Kerl/dieser Blödel hat doch tatsächlich ...*

Aus heutiger Sicht, mit normierten Stellungsregeln, werden diese Formen, obwohl für das Verständnis hilfreich, meistens als Satzbruch (Anakoluth) betrachtet. Dies auch für die noch grundsätzlich andere Satzorganisation früherer Sprachstufen tun zu wollen, wäre jedoch fragwürdig.<sup>14</sup> Es kann aber angenommen werden, daß derartige, im älteren Deutsch auch im Schriftlichen übliche Formen auf kommunikative Aspekte der Sprache verweisen, ihre Verständlichkeit sichern und nicht mit großer Lesekonzentriertheit rechnen. Von daher bietet sich natürlich ein Ansatz an, hier stärkere Spuren der Mündlichkeit zu sehen,<sup>15</sup> die später getilgt wurden.

Schulze (1975, 196f.) deutet ihre Ergebnisse zusammenfassend so, daß an „bestimmten Fügungsprinzipien des Mhd.“ eine „Andersartigkeit der Denkvorgänge deutlich“ werde, „die z.T. prälogischen Charakter tragen und erkennen lassen, daß der gedankliche Organisationsprozeß und seine sprachlich-syntaktische Spiegelung im Rahmen

14 Zu Margetts (1969, 134), der eine solche Sichtweise vom Standpunkt des Neuhochdeutschen aus anachronistisch nennt, s. bereits o. S. 63, 131, Anm. 21.

15 Vgl. Sandig (1973, 45ff.).

der Urkunden des 13. Jhs. in einem anderen Entwicklungsstadium, an einem anderen Punkt des ‚Abstraktionsprozesses‘ stehen als das Lateinische, und zwar abgesehen von den vielfältigen morphologischen Differenzen“. Trotz „häufiger Unterordnung auf Grund der Verwendung von Gliedsätzen“ stehe „der hier beobachtete Satzbau der parataktischen Fügungsweise frühmhd. Dichtung prinzipiell noch näher als der genauen logischen Determination des Nhd. und des Lateinischen“. „Die inhaltliche Komponente“ besitze gegenüber der formalen ein deutliches Übergewicht, die logischen Relationen ergäben sich noch wesentlich aus dem Kontext. Die Konjunktionen seien in der Isolation von den zugehörigen Prädikationen offenbar „als Fügungsscharnier“ noch „kaum funktionsfähig und konnten schwer einen Bezugsbogen aufrechterhalten“. Dies gelte auch für die speziell für Verteilungsurkunden typischen Großgefüge. – Mit dieser letzten Bemerkung werden Unterschiede innerhalb der Urkundensprache angesprochen, Schichtungen, die sich aus der Art und der mehr oder weniger großen offiziellen Bedeutung der Urkunden ergeben, und, damit verbunden, aus der Bildung ihrer Verfasser. Hierdurch verschiebt sich jedoch hauptsächlich die Frequenz der genannten typischen syntaktischen Eigenarten, nicht aber ihr Vorkommen als solches, die dahinter zu beobachtende Tendenz.

Von dieser Beobachtung der Differenzierung innerhalb einer Textsorte als Kontrast zu einer ganz anderen Gattung, dem deutschen ‚Lancelot‘-Roman: Schieb, die für ihre Nebensatzuntersuchungen 140 Druckseiten durchanalysiert hat, schrieb schon im ersten ihrer Aufsätze (1970, 62), der Erzählstil des ‚Prosa-Lancelot‘ sei geprägt „von ausladenden Perioden“, mehrfach begegnen „zusammengesetzte Sätze mit gelegentlich bis zu sieben Nebensätzen verschiedenen Grades“. Ich habe (Betten 1980b, 35ff.) anhand von Beispielen näher erklärt, daß es sich dabei allerdings nie um „sieben voneinander abhängige, also hierarchisch gestaffelte Nebensätze“ handelt, wie wir sie etwa im 16. Jh. finden können: Es ist vielmehr eher so, daß der gesamte Erzählstil des ‚Prosa-Lancelot‘ geprägt ist vom häufigen Vorkommen größerer Gefüge, die mehrere syndetisch gereimte Hauptsätze umschließen, von denen jeder mehrere Nebensätze bei sich haben kann, oft 2. und 3. Grades, selten mehr. Zur Illustration zwei typische Beispiele, die jedoch keineswegs zu den umfangreichsten gehören:

(7) *Nu wil ich uch sagen, frauw, was ir sollent thun: sendent zu im und heißent yn sere grußen von uwerntwegen, und enbietet im das yn das konigrich von Logres erbarme und das er myns herren des konigs not ansehe, der hut in angsten ist syn lant und syn ere zu behalten, die er forchet verliesen; und heißet im sagen, ob er ummer hoffe ere oder freude oder gnade zu behaben von uwer hilfpe, das ers noch hut also thu, das er ummer uwer minne und uwer fruntschaft habe als lang als ir beide lebet, das man gewar mög werden das er uwer ere lieb habe und myns herren des koniges. (I, 267, 18ff.)<sup>16</sup>*

Im ersten Teil dieses Gefüges (bis *verliesen*;) liegen nach herkömmlicher Zählung Abhängigkeiten bis zum 3. Grad, im zweiten bis zum 5. Grad vor. Das Beispiel zeigt zunächst, daß die Handhabung einer strengeren hypotaktischen Fügung durchaus beherrscht wurde. Dabei stehen *daß*-Sätze verschiedener Funktion und Relativsätze in der Häufigkeit voran (in Übereinstimmung mit Tschirchs genereller Behauptung

16 Zur Verdeutlichung sind die beiden imperativischen Hauptsätze und die Nebensatzeinleitenden Subjunktionen gesperrt gedruckt.

und mit Rockwoods Ergebnissen zum Frühmittelhochdeutschen, aber in Kontrast etwa zu den gleichzeitigen Urkundentexten). Häufiger jedoch weisen die längeren Gefügesätze eine lockere Struktur auf, wie im folgenden Beispiel:

- (8) *Ich han mich also beraten das ich uch dißen thorn wil offgeben, ich und myn gesellen, // wann mich duncket das ich yn dheyne frümern man noch dheyne beßern mocht offgeben, und solt uns mit uch behalten // und mußet ir uch des underwinden, und mußent uns des sicher thun das ir uns solt helfen wieder alle man und solt uns helfen des rechten gegen allen lüten, // off solch vorworte, ob dheyne man uff uns clage, wir haben im unrecht gethan, wir wollen des vor uch zu recht stan, und han wir off dheyne der uwern icht zu sprechen, das ir uns da von riechtet. (I, 10, 7ff.)*

Die drei Zäsuren mit Doppelquerstrich sind von mir eingetragen. Sie markieren Stellen, an denen der altfranzösische Text durch anschließende Großschreibung deutlichere Einschnitte setzt als der mittelhochdeutsche, in dem mit *wann* und *und* (nach dem ersten und zweiten Doppelstrich) Konstruktionen angeschlossen werden, die eher eine engere Verbindung zum Vorangehenden suggerieren als einen Neueinsatz. Gerade das *und* (nach dem zweiten Doppelstrich) leitet jedoch eine einschränkende Bedingung für das vorher Gesagte ein, die im Neuhochdeutschen durch *jedoch*, *allerdings*, *freilich*, *nur* o.ä. verdeutlicht würde; ihre Ausformulierung reicht bis zum Ende des hier abgedruckten Ausschnitts. Im Altfranzösischen ist dieser logische Bezug zwischen den Redeteilen explizit ausgedrückt durch Neueinsatz mit *Mais anchois*.<sup>17</sup> Es geht nun um die Frage, ob *und* an dieser Stelle in enger Verbindung mit dem Vorangehenden steht und mit ihm zusammen als ein Gefüge zu betrachten ist, oder ob es, wie ganz deutlich im altfranzösischen Text, eine neue Sinn- und Konstruktions-einheit eröffnet. Wenngleich sich für beide Möglichkeiten Argumente im mittelhochdeutschen Text anführen lassen, dokumentieren Konstruktion und Schreibung zusammen jedoch meiner Meinung nach, daß der Bearbeiter die verschiedenen Redeteile stilistisch zu einem, wenngleich relativ locker verfugten Ganzen zusammenfassen wollte.

Diese Art der lockeren Zusammenfügung zeigt sich auch in dem *wann*-Satz. Da das reflexive Verb *mich duncket* einen *daz*-Satz regiert, der nachgestellt werden muß, läßt sich aus der Verbstellung nicht auf den Haupt- oder Nebensatzcharakter dieser Kausalkonstruktion schließen. Im Neuhochdeutschen könnte man sie sowohl hypotaktisch mit *weil mich dünkt, daß* [...] wie auch parataktisch mit neu einzusetzendem *denn mich dünkt, daß* [...] wiedergeben. Diese Ambivalenz ergibt sich nicht nur zufällig bei diesem Beispiel, sondern ist für kausale *wann*-Sätze seit dem Althochdeutschen typisch. Daher hat sich Wunder (1965, 164f.) für die ganz ähnlichen Verhältnisse in ahd. *wanta*-Sätzen bei Otfrid dagegen ausgesprochen, sie je nach Stellung des finiten Verbs als Haupt- oder Nebensätze zu klassifizieren; als Ausweg schlägt er vor, darin „eine dritte Art von Sätzen“ zu sehen, die er als ‚Kommentarsätze‘ bezeichnet: Einen Kausalsatz in unserem Sinne habe es im Althochdeutschen kaum gegeben, der eigentliche Kausalsatz sei vielmehr ein „kommentierender, relativ selbständiger Satz“ gewesen, der Einschubsätzen nahestand.<sup>18</sup> Für das Mittelhochdeutsche konstatiert Schröbler (1982, 447), daß klare Abgrenzungen weder immer

<sup>17</sup> Zur Vieldeutigkeit der *und*-Anschlüsse im älteren Deutsch s.o. Bsp. (4).

<sup>18</sup> S. bereits o. S. 87. Mit Literaturangaben zur Beurteilung dieses Vorschlags von Wunder s. Wolf (1981a, 209f.).

möglich noch immer sinnvoll seien. Aus dem ‚Prosa-Lancelot‘ ließe sich das an vielen Beispielen belegen.

Betrachtet man den ‚Prosa-Lancelot‘ im ganzen, so erweist sich die Frequenz der kausalen *wann*-Sätze als ziemlich hoch. Entfällt bei diesem Satztyp z. T. die Festlegung auf Haupt- oder Nebensatz, so läßt sich oft auch keine eindeutige Aussage über den Umfang eines Konstruktionsgefüges mit *wann*-Sätzen machen: Bsp. (8) könnte dann auch als ein zusammengehöriges, durch *wann* und *und* syndetisch verknüpft Gefüge betrachtet werden oder aber als Folge von drei aneinandergereihten Satzgebilden. (Interpunktion und Großschreibung bieten ja keinen sicheren Anhalt für Satzfortsetzung oder Neubeginn.) Daß solche lockeren, ambivalenten Strukturen stilbestimmend für den ersten deutschen Prosaroman sind und damit typisch für den narrativen Schreibstil seiner Zeit gewesen sein dürften, wird gestützt und verstärkt durch eine Vorliebe für eine Reihe weiterer Anschlüsse, die man zwar inhaltlich in einem Abhängigkeitsverhältnis zu vorangehenden oder nachfolgenden Sätzen sehen kann, die jedoch syntaktisch unabhängig konstruiert sind. Unter ihnen nehmen – wie noch heute im Neuhochdeutschen – die uneingeleiteten Konditionalsätze den ersten Platz ein.<sup>19</sup> Häufig sind ferner Anschlüsse mit Demonstrativpronomen anstelle eines Relativpronomens, z. B. *[die] burg [...] wart genant Dunsynais Eseu, das was als vil gesprochen als Eseuz Dûn [...]*.<sup>20</sup> Die Verbstellung unterstützt neben der Wahl des Demonstrativums die Annahme eines neuen, selbständigen Satzes, obwohl ein Rückbezug auf die vorangehende Struktur vorliegt, der sonst oft durch Anschluß eines Relativsatzes verdeutlicht wird. Schieb (1978c, 27) bezeichnet solche Sätze als „emanzipierte[.]“ Attributsätze „auf der Grenze zwischen Subordination und Koordination [...], oder vielleicht schon auf der Seite der Koordination“.<sup>21</sup>

Es gibt im ‚Prosa-Lancelot‘ zahlreiche weitere Fälle, bei denen mehrere Teilsätze hintereinander jeweils wie neu beginnende Sätze konstruiert sind;<sup>22</sup> formal sind sie nicht in eine durchgehende Struktur integriert, doch wird semantisch gesehen von der einen auf die andere weiter verwiesen und ein Bezug hergestellt.<sup>23</sup> Auch hier besteht wieder eine gewisse Ähnlichkeit zum heutigen mündlichen Sprachgebrauch und damit erneut ein Argument für die Hypothese, der mittelhochdeutsche narrative Stil habe der Mündlichkeit nahe gestanden, wenn man davon ausgeht, daß sich speziell im mündlichen Erzählstil der Gegenwart noch uralte Sprachtraditionen manifestieren, die in der Schriftsprache durch veränderte Stilnormen seit langem eliminiert wurden.<sup>24</sup> Wie schon mehrfach gesagt, sind solche Hypothesen jedoch mit Vorsicht zu betrachten. Gerade an den quantitativ sehr bedeutsamen Textanteilen der direkten Rede im ‚Prosa-Lancelot‘ fällt eine stark rhetorische Durchgestaltung auf, so daß sich hier

---

19 Vgl. Betten (1980b, 34).

20 Genauer Betten (1980b, 34).

21 Zu dieser typischen Erscheinung des älteren Deutsch s. auch Behaghel (III, 1928, 775) und mit Literaturangaben Ebert (1978, 85; 1986, 159f.). Wells (1985, 254) stellt sie mit einer Reihe hier bereits in den einzelnen Kap. verstreut behandelter Erscheinungen zusammen, die alle die schwierige Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz belegen.

22 Bsp. in Betten (1980b, 35).

23 Wells (1985, 260) nennt diese Syntax, aus all den hier separat behandelten Gründen zusammen „a syntax based on, and vaguely discernible from, the *meaning*“.

24 Vgl. Sandig (1973).

bereits wenigstens zwei unterschiedliche Stilmuster für die narrativen Partien und die Dialogpartien unterscheiden lassen.<sup>25</sup> (Ich komme darauf beim frühneuhochdeutschen Roman zurück.) Doch dürfen auch die narrativen Teile keineswegs wie Transkripte mündlichen Erzählens betrachtet werden; allenfalls der unbefangene Gebrauch einzelner Mittel, wie hier der Satzverknüpfungstechniken, weist auf partielle Interferenzen, keineswegs aber auf völlige Identität der Stile hin.

#### d) Exkurs über die stilistische Alternative Satzreihung vs. Unterordnung

Unabhängig von der Sprachepoche gilt es zu bedenken, daß es „nicht nur zwischen sog. Haupt- und Nebensätzen, sondern auch zwischen koordinierten Sätzen innerhalb einer Satzfolge „Beziehungen kausaler, konditionaler, modaler, konzessiver, adversativer u.a. Art“ gibt.“<sup>26</sup> Diese sind zwar in einer subordinierten Struktur einfacher und einheitlicher zu erfassen als in einer koordinierten, aber schon Paul (1920) wies darauf hin, daß auch bei der Parataxe immer irgendwelche Beziehungen zwischen den Sätzen bestehen. In der neueren Forschung wird die Unterscheidung von Haupt- und Nebensätzen nicht nur in der Verdeutlichung dieser logischen Beziehungen gesehen, sondern stärker unter pragmatischen und kontextuellen Gesichtspunkten. R. Bartsch (1978) hat dazu einige bedenkenswerte Anstöße gegeben: Während der Versuch, Haupt- und Nebensatz als Träger von Haupt- und Nebeninformation aufzufassen, schon als traditionell gelten könne,<sup>27</sup> sei die Unterscheidung nach ihrer kommunikativen Relevanz für den konkreten Rede- oder Schreibakt erst jüngeren Datums. Eine von R. Posner aufgestellte These, diese kommunikative Relevanz nehme mit der Tiefe der Einbettung des Nebensatzes ab, modifiziert Bartsch folgendermaßen: Die Nebensatzform sei eine strukturelle Markierung dafür, daß eine in dieser Form kodierte Information nicht zur primär behaupteten (und damit auch erfragbaren) Information gehöre. Somit wird die wahlweise Verwendung von Haupt- und Nebensatzkonstruktionen oder aber von komplexen Nominalisierungen als wichtiges Mittel betrachtet, wie auf eine bereits gegebene oder nicht behauptete Information referiert werde, ohne sie erneut behaupten zu müssen. Zugleich werde damit dem Hörer zu verstehen gegeben, welche Information der Sprecher als bekannt voraussetzt (präsupponiert) bzw. als präsupponiert betrachtet haben möchte. Die Verteilung von Information auf Haupt- und Nebensätze oder Nominalgruppen wird somit als Mittel interpretiert, die Textperzeption des Hörers zu leiten, ihm zu signalisieren, welche Information zum Hauptstrang einer Darstellung oder Erzählung gehört und welche nur erläuternde, bedingende o.ä. Funktionen hat bzw. zur Beurteilung der berichteten Handlung beitragen kann.

Sieht man davon ab, daß Weinrich (1964) und Fleischmann (1973) mit der Relieftheorie auf anderem Wege zu ähnlichen Ergebnissen kamen, so ist meines Wissens bisher noch kein Versuch gemacht worden, derartige Überlegungen in Verbindung von Textperzeption und Präsupposition auf das (andere) Verhältnis älterer deutscher Prosatexte zu Parataxe und Hypotaxe zu übertragen bzw. zu testen, ob sie auch dort

<sup>25</sup> Vgl. u. Anm. 29.

<sup>26</sup> Vgl. Thümmel (1978, 144).

<sup>27</sup> Man vgl. etwa Fleischmanns (1973, 85ff., 309ff.) Zurückweisung ähnlicher Auffassungen.

greifen: Würde die Bevorzugung von Großgefügen mit abwechselnd reihenden, koordinierten und nicht ganz so tief gestaffelten subordinierten Anschlüssen wie in Beispiel (7) aus dem ‚Prosa-Lancelot‘ gegenüber einer neuhochdeutschen streng hypotaktischen Periode bedeuten, daß mehr Information zum Hauptstrang der Erzählung gehört, dagegen weniger präsupponiert ist? Hieße das, daß das mittelalterliche Erzählen auf eine stärkere ‚Reliefbildung‘ (in gegenüber Weinrich leicht abgewandelter Bedeutung) von Vorder- und Hintergrundinformation eher verzichtet als wir heute – wenn nicht im mündlichen, so jedoch im schriftlichen Stil? Ist vielleicht gerade dieser größere – wenngleich nicht absolute – Verzicht auf eine vielfache Abstufung der Informationsrelevanz das, was mittelalterliche Schreibstile und heutige mündliche Sprechstile gemeinsam haben, nämlich eine unmittelbarere Präsentation von Fakten, die noch nicht bis ins Feinste auf logische Beziehungen und kommunikative Relevanz hin durchgegliedert ist? Drückt sich hierin also eine gewisse Spontaneität oder auch Naivität mittelalterlichen Schreibens und Darstellens aus?

Wäre das alles positiv zu beantworten (was ich nicht zu behaupten wage), dann käme man von einer anscheinend ganz neuen Perspektive her wieder zu einem alten Ergebnis, das im 19. und noch weit bis ins 20. Jh. bei der Beurteilung gerade der mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Erzählliteratur dominierte. Es ist von Cassirer (1922), Wundt u.a. unter den Begriff der ‚primitiven Struktur‘ gefaßt worden. Gumbel (1930) hat dieses Erklärungsmuster noch auf die Prosa des 16. Jhs. angewandt. Viele der von ihm für das 16. Jh. analysierten syntaktischen Besonderheiten stimmen noch mit den hier bislang für das Frühmittelhochdeutsche und Mittelhochdeutsche angeführten überein. Sein Kommentar:

„Der Volkssprache sind nicht Nebensätze, [erg.: sondern] sind pronominale Anknüpfung mit demonstrativen Mitteln, [...] Ersparnis im Satzbau [...] und vieles andere mehr eigentümlich. An Zusammenstellungen der volkstümlichen Stilmittel fehlt es ja nicht, nur vermessen wir bei allen (außer etwa bei de Boor neuerdings) die Zuspitzung darauf, ob sich in allen diesen Formen noch eine ihnen entsprechende primitive ‚Reaktionsweise‘ ausdrückt oder ob sie so hinübergenommen oder gar bewußt stilistisch angewendet werden“ (S. 177f.).

„Primitiv“ nennt Gumbel bestimmte Sprachstrukturen der älteren Prosa „im völkerpsychologischen und biogenetischen Sinn“. Das Recht auf diese Bezeichnung leitet er mit Sprachpsychologen und -philosophen seiner Zeit aus der Behauptung ab, „daß die Kindersprache eine Reihe von wesentlichen Übereinstimmungen“ mit diesen Strukturen zeige: Ihr eigne „vor allem die bloße Nebenordnung und Asyndese, die Parataxe“ (S. 178). Forscher, auf die sich Gumbel bezieht, wenden dann das sog. „biogenetische Gesetz vom Parallelismus der Denkentwicklung des einzelnen Kindes und eines Volkes oder der Menschheit“ an, indem sie auf das hohe Maß an koordinierten Strukturen in alter Prosa verweisen.<sup>28</sup>

---

28 Zu kritischen Distanzierungen von diesem Erklärungsmuster in der neueren Sprachwissenschaft, vor allem von seiten der Sozio- und Textlinguistik, vgl. u. S. 163 (u.a. zu Romaine 1982, 53ff.).



#### e) Satzkomplexität im Frühneuhochdeutschen

Gumbels Gleichsetzung der frühen Prosa mit den sog. „primitiven“ Strukturen war lange kennzeichnend für ihre Bewertung, d.h. oft Abwertung. In modifiziertem Sinne gilt dies auch für die als ganzes sehr lesenswerten ‚Stilstudien‘ Roloffs (1970) zur Prosa des 15. Jhs. am Beispiel der ‚Melusine‘.

Das Überwiegen parataktischer Strukturen in diesem und anderen Romanen des 15. Jhs. beschreibt Roloff als ein Verharren in linearer Aufzählung, wobei die einzelnen wirkenden Kräfte statisch-gereiht, in chronologischem Nacheinander geboten werden. Allerdings dominiere nicht die asyndetische, sondern die syndetische Parataxe, vor allem mit kopulativem *und*, aber auch mit disjunktiven oder adversativen Syndeta. Dieser Befund war schon früher für die sog. „gehobene Prosa“ des 15./16. Jhs. ermittelt worden. Roloff (1970, 154ff.) interpretiert die Verteilung der asyndetischen und syndetischen Parataxe sowie der Hypotaxe jedoch weitergehend als „Ausdruck geistiger Intentionen des Satzerlebnisses“ (S. 155): Wo das Erzähltempo beschleunigt oder aber eine Einzeltatsache durch Isolation hervorgehoben werde, wähle der Erzähler in der ‚Melusine‘ die asyndetische Parataxe. Im übrigen überwiege im Erzählbericht die syndetische Parataxe, wodurch sich größere Gefüge von Hauptsatzparataxen ergeben.<sup>29</sup> Diese stellen nicht einen komplexen Zustand „mit ineinander verzahnten Vorgängen“ dar, sondern berichten etwa von vollzogenen Aktionen: Es werde nicht dargestellt, sondern „berichtet, und zwar klar, geordnet und in möglichster Nähe zum Erzählgegenstand“ (S. 157). Die Parataxe wird also gedeutet als stilistischer Ausdruck einer bestimmten Erzählhaltung:

„Einfachheit, Klarheit und Geordnetheit sind ihre positiven Kennzeichen. Ihre negative Seite besteht in der enumerativen Tendenz, der es auf logische Bewältigung der Situation mit ihren ungleichgewichtigen Geschehnissen nicht ankommt. Das permanente Nacheinander läßt keine Gleichzeitigkeit aufkommen, so daß es zu keinem Kräftespiel einzelner satzgeführter Wesenheiten kommt. Das ängstliche Festhalten am Faktischen und seiner Reihenfolge ist natürlich [?] ein Zeichen für die geistige Simplität des Erzählers. Alles bleibt in einer Linie angelegt. Diese Linie aber ist das Berichten an sich. Damit wird der Erzähler zum archimedischen Punkt dieser Erzählliteratur“ (S. 157).

Das Vorherrschen hypotaktischer Gefüge, mit reicher Gliederung, registriert Roloff hingegen „nur bei umfangreichen direkten oder indirekten Reden und bei retrovertierten Erinnerungen“ (S. 157). Hier bringe die Nebensatzanwendung einen pseudo-rhetorischen Zug in den Text.<sup>30</sup> Beispiel (9) steht für eine solche hypotaktische Wiedergabe indirekter Rede:

- (9) *Also was nûn Raymond in grossem widermût und hertzlichem kumber und besinte sich das do er Melusinen by dem ersten nam er ir so tür und hoch gelopt und gesworen hatt das er sû deheinen samstag nyemer wolte ersûchen noch nyeman gehellen zû tûn und wo er das breche und ir sin gelupte nit hielte das er sû verlieren und nyemer me gesehen wurde und aber er an*

<sup>29</sup> Roloff schlägt für diese Konstruktionen die Bezeichnung ‚Satzgefüge‘ vor im Gegensatz zum Begriff der ‚Periode‘: vgl. o. Anm. 13, u. Anm. 31.

<sup>30</sup> Zu derselben Erscheinung im französischen Prosaroman s. Stempel (1972, 597), der die dahinter stehende „Geschehensauffassung“ auf den „et-et-Stil“ der Bibel als Geschichtsbuch-Muster par excellence im Mittelalter zurückführt. Mit Beispielen aus deutschen Romanen des 15. bis 20. Jhs. s. Betten (1985b).

*ir also bruchig worden was und besunder er sich versach das sū wol wuste das er an der yserin tūr was und sū gesechen hatt wand sū im vor konde sagen die wort so der grafe von Poitiers mit im geret hatte do im Raymond seit das er Melusinen gemehelt hett* (aus Roloff 1970, 158)

Roloff kommentiert, auf den ersten Blick scheine das Beispiel den „Charakter einer Periode“ zu haben:<sup>31</sup> Bei näherer Betrachtung zeige sich aber,

„daß das hypotaktische Gefüge nur von zwei verba sentiendi ausgeht, während die Hauptvorgänge parataktisch angeordnet sind: *was, besinte, versach* sind durch *und* miteinander verbundene einzelne Vorgangspunkte auf der Linie der Erzählung. Wiederum ist bezeichnend genug, daß gerade sie in keinem logischen Verhältnis zueinander stehen, obwohl doch ein Zustand und zwei parallele Vorgänge in einem ‚Zugleich‘ diese Situation ausmachen. [...] Doch auf die logische Gestaltung der Situation mit Hilfe der Hypotaxe kam es dem Autor nicht an. Nur das, woran sich Raymond erinnert, wird notwendigerweise subordiniert angeordnet, so daß es dem stufenweisen Zurückschreiten in die Vergangenheit gleichkommt und eine unreflektiert-naive Darstellungsweise des Erinnerungsvorgangs bildet. [...] Aber gerade diese einzelnen Stufen stellen mindestens in inhaltlicher Hinsicht nur eine Deduktion stattgefundenen Vorgänge dar, die keine funktionale Bedeutung für die Hauptsatzebene, von der sie syntaktisch abhängig sind, haben. Die beiden hypotaktischen Gefüge beziehen sich nur auf den Inhalt der Vorgänge des *besinte* und *versach*; die Vorgänge selbst erfahren durch die von ihnen abhängigen Gefüge keine weitere funktionale Differenzierung. Hier ist also vom grammatisch-syntaktischen Aspekt aus hypotaktisches Gefüge vorhanden, aber in stilistisch-formaler Hinsicht ist es nur bedingt strukturbildend. Es stellt sich keine periodische Geschlossenheit oder Einheitlichkeit von Haupt- und Nebengedanken ein“ (S. 158f.).

Zum Gefügestil des ‚Prosa-Lancelot‘ habe ich (o. S. 150) die Frage aufgeworfen, ob die Präsentation des Stoffes der Psychologie des mündlichen Erzählens folge. Ähnlich kommt Roloff zu dem Schluß, daß der hier gewählte Satzgefügebau nur vom Akt des Erzählens, vom Hic et Nunc-Standpunkt des Erzählenden aus zu verstehen sei: „Wir haben es also mit einer Prosa zu tun, die mehr zur ‚Rede‘ als zur ‚Schreibe‘ tendiert“ (S. 169).

Doch auch bei der direkten Rede, dem Texttyp, bei dem man sich nach Roloff „bei einzelnen Fällen an Periodisierungsversuche“ erinnern fühlen könnte, „mangelt es an der Fähigkeit zu logischer Bewältigung der jeweiligen Situation“ (S. 159). Die Sätze stünden trotz der häufig „geschraubten Unterordnung“ „in keiner Spannung miteinander“, seien „nur angefügt, nicht dem Gesamtkomplex logisch-formal integriert“: „Im Grunde ist es nur ein gestuftes Gefüge, aber keine Periode“ (S. 160).

Alles in allem scheint Roloffs Untersuchung somit trotz der Differenzierung nach verschiedenen Texttypen die von Tschirch für das 15. Jh. skizzierte Tendenz zu bestätigen.<sup>32</sup>

31 ‚Periode‘ definiert Roloff (1970, 154) als „Kunstform, die in ihrem Bau formalen und logischen Bedingungen unterworfen ist; logisch insofern, weil das zentrale Hauptereignis erkannt und die Nebenumstände im logischen Verhältnis dazu untergeordnet werden müssen, formal insofern, weil sie durch Anordnung unbedingte Klarheit schaffen muß“. Vgl. o. Anm. 13.

32 Vgl. o. S. 74 Tschirchs Beschreibung des frühneuhochdeutschen Gefügestils als „Linie, die stetig gleichsam bis ins Unendliche abfällt“ (II, <sup>2</sup>1975, 217) und als „offene Kette aufeinanderfolgender Einzelsätze“, die sich noch selten „zum Kreis eines festen Gefüges“ schließe (ebd., 158).

Mit dem unmittelbaren Übergang vom ‚Prosa-Lancelot‘ auf die ‚Melusine‘ habe ich einen Sprung von ca. 250 Jahren gemacht. Wie der Literaturüberblick in A.II.2. gezeigt hat, besteht jedoch innerhalb der Romanliteratur tatsächlich eine solche Lücke. Betrachtet man nur diese Gattung, könnte man das meiste, was in der Prosastilforschung vor der Edition des ‚Prosa-Lancelot‘ speziell für den sog. Beginn des Prosaromans im 15. Jh. gesagt wurde, ohne allzu große Modifikation auch für den mittelhochdeutschen Roman gelten lassen. Ungefähr dieselben Satzbaumöglichkeiten, die man seit langem für das 15. Jh. beschrieben hatte, waren schon zu Beginn des 13. Jhs. entwickelt. Mehr noch: der ‚Lancelot‘-Bearbeiter des 13. Jhs. zeigt größere Fertigkeit im Umgang mit der Hypotaxe als einige Romanschreiber des 15. Jhs., die einen wesentlich einfacheren, parataktischeren Stil schreiben als Thüring von Ringoltingen. Man könnte folgern, daß es vom 13. bis zum 15. Jh. nicht besonders vorwärts gegangen sei mit der Kunst der Prosa, ja, manches sieht, seitdem wir den ‚Prosa-Lancelot‘ kennen, sogar nach einem bösen Rückschritt aus. Hier ist der Punkt, an dem nur durch genauere Gegenüberstellungen mit anderen Prosatexten dieser Übergangszeit Präziseres über die doch vorhandenen Unterschiede zwischen der Prosasyntax des 13. und 15. Jhs. ermittelt werden kann. Bevor ich weitere zusammenfassende Überlegungen zur derzeitigen Forschungssituation anstelle und Forschungsdesiderate formuliere, die dem Schlußwort vorbehalten sein sollen, skizziere ich stichpunktartig die Entwicklung bis zum 17. Jh. weiter, in dem sich der apostrophierte Periodenstil und die Rahmentchnik endgültig im heutigen Sinne ausbildeten – durchaus im Bewußtsein, daß der durch die Forschungslage bedingte Rückgriff auf ganz verschiedene Textsorten keine umfassende, wirklich repräsentative Darstellung erlaubt.

In der ersten Hälfte des 16. Jhs. beeinflußt das Sprachschaffen Luthers alle anderen Aktivitäten in deutscher Sprache,<sup>33</sup> Untersuchungen zu seiner Syntax waren in allen bisherigen Kapiteln anzuführen; hier nun geht es um die Komplexität seines Stils. Da Luther sich in den verschiedensten Textgattungen bewegte, läßt sich an ihm gerade die bisher vernachlässigte – da vorher kaum bei ein und demselben Autor nachprüfbar – Textsortenspezifität syntaktisch-stilistischer Phänomene studieren. Tschirch (II, <sup>2</sup>1975, 160) etwa führt ein Gefüge von zehn Zeilen aus der Vorrede zum neuen deutschen Psalter (1528) als Muster des neuen Stils tiefer gestaffelter Gefüge an: Im Gegensatz zu der sich erst später durchsetzenden Rahmentchnik sei hier jeder Haupt- und Nebensatz regelmäßig zu Ende geführt, bevor der nächste anhebt, so daß die Gesamtsatzlinie trotz Gliedsätzen bis zum 8. Grade ganz durchsichtig bleibe.

Demgegenüber analysiert Rössing-Hager (1972) exemplarisch sechs Kausalperioden aus Briefen der Früh-, Mittel- und Spätzeit, die einen jeweils unterschiedlichen, aber im allgemeinen sehr verschachtelten Satzbau aufweisen. Sie bemerkt (I, 1972, 251) zu der Auswahl gerade von Kausalgefügen, diese seien ein „fester, wenngleich nicht sehr häufiger, Bestandteil“ von Luthers Prosa. Sie finden sich besonders im „Bereich der strengen Hypotaxe“ (so nennt sie Satzgefüge, bei denen die Unterordnung bereits im Vorfeld des Hauptsatzes und möglicherweise auch im Nachfeld begegnet). Häufiger, doch meist kürzer, seien Konditionalgefüge.

---

33 Vgl. o. S. 39f.

Die Kausalgefüge stellen demgegenüber den umfangreicheren, sowohl im Vorfeld als in der Regel auch im Nachfeld stärker ausgebauten Typ dar.<sup>34</sup>

Mit der Beachtung der Position der Nebensätze kommt ein neuer wichtiger Faktor ins Spiel. In der bislang zitierten Literatur berücksichtigt ihn nur – aus etwas anderer Perspektive – Rockwood (1975) im Hinblick auf die unterschiedliche stilistische Akzeptabilität links- und rechtsverzweigter Konstruktionen. Doch gibt es dazu auch in anderen Nebensatzuntersuchungen Anmerkungen, wenn diese Positionen stilistisch auffällig sind. Roloff (1970, 164) betrachtet die häufige Nachstellung von Nebensätzen in der ‚Melusine‘ als „Hang dieser Prosa zur Deduktion im Gedankengang. Der Erzähler bewegt sich immer vom Allgemeinen zum Speziellen hin, so daß im Satzgefüge das Vorfeld leicht besetzt ist, während deduzierend fortschreitend Spezifizierungen des Satzes“ in Form vornehmlich ergänzender, konsekutiver, kausaler und interrogativer Nebensätze gegeben werden. Vorangestellt sind nur der größere Teil der Temporal- und Konditionalsätze, von den Konditionalsätzen immer die uneingeleiteten. Mittelstellung, d.h. Einschluß in den Hauptsatz, wird fast nur bei Relativsätzen genützt. Der große Rest der Nebensätze, also auch der Großteil der Kausalsätze, steht bei der ‚Melusine‘ im Nachfeld.

Ähnlich sieht schon Wunders (1965, 440ff.) Ergebnis zu Otfrid aus: Ursprüngliche Voranstellung findet sich bei temporalem *tho*, bei temporalem und konditionalem *so* und bei konditionalem *oba* sowie bei uneingeleiteten Bedingungssätzen, der Rest der Nebensätze erscheint im Nachfeld. Wunder nimmt an, daß die vorangestellten Sätze ursprünglich Hauptsätze gewesen sind, deren Übergang zum Nebensatz ohne Bedeutungsänderung vorstellbar sei: die ursprünglichen temporalen, modalen oder demonstrativen Adverbien verwandeln sich am Ende dieses Entwicklungsprozesses zu Konjunktionen. In jedem Fall werden hier Voraussetzungen temporaler oder modalen Art bezeichnet. Insofern sei die Voranstellung von Nebensätzen spezifisch, während die Nachstellung als solche merkmalslos sei: Der Sachverhalt der zweiten Aussage hänge „irgendwie mit dem der ersten zusammen, doch so, daß das Ziel der Gesamtaussage beider Sätze der erste Satz ist (bei den Gefügen mit vorangestelltem NS der zweite Satz!)“ (S. 442).

Eine Textsorte mit besonders ausladenden Konditionalgefügen im Vorfeld sind von Anfang an die Rechts- und Gesetzestexte, besonders gut ablesbar an den Urkunden. Daneben treten dort vor allem verallgemeinernde Relativsätze auf (vgl. oben Beispiel 6). Hier zeigt sich die Textsortenspezifität solcher Verteilungen und Frequenzen!

Die Prosa des 16. Jhs. sieht Gumbel (1930, 87), im Gegensatz zur Zeit davor, gekennzeichnet durch Vorwegnahme, d.h. Voranstellung der Exposition. „Motor der Entwicklung“ ist nach seiner Meinung „ein Streben nach logisch-beziehentlicher Klarheit, nach bedächtiger Systematik und nach bewußtem kausalem Zusammenhang“. Im Gegensatz zu anderen Tendenzen des Satzbaus, die er als „primitive Strukturen“ behandelt, d.h. als Mittel aus der „gesprochenen, naiven Rede“, deutet er diese Erscheinung als bewußte „Schreibpsychologie“: Die Schreibe sei „sehr viel langsamer als die Rede“, werde nicht durch Reflexe eines Gegenüber angeregt und müsse folglich „Klarheit und Übersicht über das Satzganze eignen“. Gumbel hält es

---

34 Vgl. dazu besonders die Schemata der Satzstrukturen (I, 1972, 251–293)!

daher für keinen Zufall, daß sich diese schreibsprachliche Tendenz gerade in einem Jh. zeige, in dem das Schreiben und Lesen sprunghaft zunehmen: Das schon so häufig angeführte Argument des Wandels der Rezeptionsbedingungen als Auslöser syntaktischen Wandels erscheint auch hier wieder als eines der plausibelsten!

Nach Rössing-Hager (I, 1972, 251) sind auch die vorangestellten Kausalsatzgefüge bei Luther in der Regel – so etwa von Franke (1913ff.) – „als Tribut angesehen worden“, „den Luther besonders in amtlichen Schreiben dem ‚Kanzleistil‘ zollte, während er grundsätzlich ‚dem volkstümlichen Charakter seiner Sprache gemäß die Schachtelung des Periodenbaues‘ gemieden habe“. Allerdings handelt es sich nach Rössing-Hager hier nicht nur um zufällige Einzelercheinungen. Zur Illustration eines der von ihr analysierten Gefüge:<sup>35</sup>

- (10) *Weil ich dan spure an euch, das vnßer hohe gedult, ßo wir bißher ewr teuffelisch weßen vnd abgettere in ewr kirchen getragen, nyrgen hyn reichen viel, den das ir ewer freuehl vnd trotz do durch neeret vnd sterckett, ßo lang, bis yr nicht allein gots wort, ßo euch angeboten wirdt, ßo schentlich verachtet, das ir auch douon laufft vnd nicht hörn wolt, Sondern, als ich aus dem sacrament reichn wol merck, das im synne habt, das ir vnßer gemeyn vnd einikeit gedenckt, wo ir mugt, zutrennen, rotten vnd secten anrichten, welchs doch entlich zu auffruhr mocht gedeien, Werd ich gedrunge, als ein gemeyner prediger disser gemeyne, mit gots gnaden Rath vnd mittel dowidder furzunehmen, domit ich meym gewissen gnug thw vnd das fewer, weyl es noch ym zcunder glimmet, dempfen, ßo viel an mir ist.* (aus Rössing-Hager II, 1972, 11)

Der Satz hat im Vorfeld eine Gliedsatzstaffel bis zur Abhängigkeit 7. Grades. Diese sog. Staffel geht – nach Rössing-Hager (I, 1972, 255f.) – von Gliedsatz eins bis vier glatt durch, gabelt sich in Gliedsatz vier in zwei Teilsätze, von denen der erste nur eine Unterordnung (Gliedsatz fünf) nach sich zieht, während der zweite eine dreigestufte Unterordnung hat (Gliedsätze fünf bis sieben), wobei Gliedsatz sechs durch zwei satzförmige Nebenordnungen vertreten sei. Die Gliedsätze fünf bis sieben seien eine Konstruktionseinheit, die im Rahmen von Luthers Satzbau als kompliziert gelten könne; diese Komplikation ergebe sich aus der Überschneidung der Einbettungen. Für das Verständnis des Inhalts biete die Fügung jedoch keine Schwierigkeit. Die Hauptcharakteristika dieses Satzes sind, zusammengefaßt nach Rössing-Hager, siebenfache Unterordnung, fünfmaliges Zwischenfeld und Meidung einer mehr als zweifachen (teil-)satzförmigen Nebenordnung.<sup>36</sup> Im Vorfeld dieses wie auch der anderen Kausalgefüge Luthers wird jeweils „ein tadelnswerter Tatbestand oder Sachverhalt dargestellt“, „während im Hauptsatz und Nachfeld die Notwendigkeit, gegen ihn einzuschreiten, behandelt wird“ (Rössing-Hager I, 1972, 261). Auch dieser Befund deckt sich weitgehend mit dem Urkunden- und Kanzleistil. Große (1970) ist diesen Parallelen genauer nachgegangen, vor allem am Beispiel der vorangestellten Konditionalgefüge, aber auch anderer Nebensatzarten. Er belegt ähnliche Konstruktionen wie bei Luther schon im ‚Sachsenspiegel‘, im ‚Schwabenspiegel‘ und in den Stadtrechten, erörtert aber auch die Beweiskraft solch einzelner Belege: „Bei der starken hypotaktischen Erweiterung der Kapazität des Satzes, die in der Lutherzeit

35 S. dazu das Schema (II, 1972, 155).

36 Bei dieser Zählung von Gliedsätzen ist anzumerken, daß Rössing-Hager Relativsätze und parenthetische Sätze nicht mitrechnet.

zumindest in den Traktaten zu beobachten ist, steht man nicht selten vor der Frage, ob eine kühne Periode dem Individualstil oder der allgemeinen Grammatik zuzurechnen ist“. Dagegen hält er, daß wir in den „oft komplizierten Wendungen der spätmittelalterlichen Rechtsbücher“ ein Material besitzen, „das zweifellos keinen Platz für Einmalbildungen läßt. Denn diese Sätze sind hundert- und tausendfach vorgetragen, als Recht ‚gewiesen‘ worden“. Er faßt zusammen:

„Wir erhalten hier die Gewißheit, daß die Syntax des Deutschen auch vor der Zeit der Humanisten stark erweiterte Hypotaxe erlaubte, auch ohne unmittelbare Beeinflussung des Lateins. Die Lehre gilt es zu beherrzigen, wenn man Luthers Nebensätze untersucht und nach ihren Quellen fragt“ (S. 92).

Allerdings sei abschließend erwähnt, daß auch Rössing-Hagers Untersuchung sog. strenger Hypotaxen bei Luther zu dem Ergebnis kommt, diese Gesamtgefüge seien außer durch die Prinzipien der Unter- und Nebenordnung zusätzlich charakterisiert durch „Unterbrechung durch Einschub“, „durch lockere Anfügung“ (II, 1972, 253), deren „Rückbezug nicht genau zu fixieren“ sei (ebd., 44), und durch Nachträge. „Wegen der meist nicht eindeutig zu fixierenden syntaktischen Funktion“ behandelt sie alle diese Fälle gesondert als Parenthesen und sieht sie in formaler Konkurrenz zu Haupt- und Gliedsätzen (ebd., 45).<sup>37</sup> Das bedeutet aber, daß trotz der deutlich wahrnehmbaren Tendenz zur stärker gestrafften Unterordnung eine Reihe dieser Konstruktionen noch erhalten sind, die wegen ihrer formalen Selbständigkeit vom Althochdeutschen bis in die frühe Neuzeit schwer kategorisierbar sind nach unseren heutigen strengen logisch-syntaktischen Vorstellungen und Begriffen. Sie wurden erst in den letzten Jahrhunderten einer vollständigen Normierung unterworfen und getilgt – bis auf die Reste, die als Stilmittel wie Parenthese, Nachtrag u.ä. in der Schriftsprache auf wenige Standardtypen reduziert und domestiziert wurden.<sup>38</sup>

Daß im 16. Jh. der komplexe hypotaktische Stil nicht nur in argumentativen Texten verbreitet ist, soll als letztes ein Beispiel aus dem „Amadis“-Roman zeigen. Langholf (1969) hat nachgewiesen, daß seine Vorliebe für sehr lange Satzgefüge weder aus der französischen Vorlage stammt (oft sind mehrere Perioden der Vorlage zu einem Satzgefüge zusammengefaßt) noch aus der vorangehenden deutschen Romanliteratur. Häufiger als in der Vorlage gehen auch hier Nebensätze dem Hauptsatz voran. In den neu hinzugefügten Teilen finden sich die längsten Verschachtelungen. In Stellungen nach dem Hauptsatz zählt Langholf bis zu 14 Nebensätze. Im folgenden Beispiel sind es nicht ganz so viele: Dem Hauptsatz folgen hier (s. Langhofs Schema am Ende des Textes) „sechs ineinander verschachtelte Nebensätze, mit Unterordnungen bis zum vierten Grad“ (S. 43):

- (11) „Denn E. May. bey sich selbs gnedig zuermessen, <sup>2</sup>wie hefftig (vnd zwar nicht vnbillich) mein gnedigster Herr der König, <sup>3</sup>w<sup>3</sup> er diese meine Kuplerey in erfahrung brächte, <sup>4</sup>ërzürnt vnnnd beleidigt werden möchte, <sup>5</sup>in bedenkung daß, <sup>6</sup>w<sup>6</sup> ein Fürst sich auff ein Diener oder Dienerin (wie denn dero May. gegen mir thut, <sup>7</sup>in dem, daß dero Freuwlin vnnnd Tochter Kammerjunckfraw vnd Hüterin ich bin) <sup>8</sup>vertrauwet, <sup>9</sup>selbiger oder selbige sich desto mehr <sup>10</sup>aller treuw befeissen, vnnnd keines betrugs gebrauchen soll.“
- A<sup>1</sup>aus / a<sup>2</sup>ind (a<sup>3</sup>kond) a<sup>2</sup>ind / b<sup>4</sup>kond (b<sup>5</sup>kond c<sup>6</sup>mod / 1<sup>7</sup>mod b<sup>8</sup>kond) b<sup>4</sup>kond

37 Im obigen Bsp. (10) finden sich drei solcher mit Pa bezeichneter Konstruktionen.

38 Vgl. Betten (1985a, 68ff., 90f., 216f., 266ff., 370ff., 388ff.).

Zum Schluß sei noch auf die Arbeit von Admoni (1980) hingewiesen, die sich nur der Entwicklung des Satzgefüges von ca. 1500 bis 1700 widmet, und da wiederum nur Textsorten, die zur Kanzleisprache gehören, um erstmals auch innerhalb einer solchen Gruppe enger zusammengehörender Textsorten spezifische Unterschiede zu erfassen. Analysiert werden Texte aus den Bereichen Urkunden, Gesetze, Verordnungen, Ländliches Gewohnheitsrecht, Außenpolitische Dokumente, Relationen. Admoni unterscheidet (S.35) folgende kompositionelle Typen (Modelle): „1. das geschlossene Satzgefüge, in dem der Nebensatz bzw. die Nebensätze vor dem Hauptsatz stehen“ (= präpositiv), „2. das abperlende Satzgefüge, in dem der Nebensatz bzw. die Nebensätze nach dem Hauptsatz stehen“ (= postpositiv), „3. das zentrierte Satzgefüge, in dem der Hauptsatz zwischen zwei (oder mehreren) Nebensätzen steht“ (= interpositiv), „4. das gestreckte Satzgefüge, in dem der Hauptsatz von den Nebensätzen (einmal oder mehrmals) unterbrochen wird“. (Ein gesteigerter Fall dieser Form ist die Schachtelung, „die eine Streckung von zwei oder mehr interpositiven Elementarsätzen bedeutet“.) Diese kompositionellen Typen treten oft in Verbindung miteinander auf (z.B. geschlossen – gestreckt). Im wesentlichen könne man sie auch für die Beziehung der Nebensätze untereinander verwenden, doch spiele dort „außerdem die Beziehung der Parallelität eine große Rolle“, die „zur Bildung sowohl gleichartiger als auch ungleichartiger Nebensätze gleichen Grades führen“ könne. Es wird sich zeigen, ob sich Admonis Terminologie auf Dauer in den Grammatiken durchsetzen kann; auf jeden Fall ist die Unterscheidung und Bezeichnung von vier verschiedenen Kompositionstypen nützlich.

Kurz zu Admonis Ergebnissen: In seinem Material sind zu beiden Zeiten, um 1500 und um 1700, alle Kompositionstypen vertreten. Aber obwohl die fortschreitende Tendenz zur strengeren Organisierung der grammatischen Einheiten seiner Meinung nach das Vordringen des geschlossenen Satzgefüges begünstigen müßte (zu dem das obige Luther-Beispiel (10) gehören würde), werde dieser Typ zu keinem Zeitpunkt vorherrschend. Verbreiteter sei dagegen das gestreckte Satzgefüge, das man als besonders wichtigen Typ in der Tradition des deutschen Satzbaus betrachten müsse. Meisterhaft sei es außerhalb der Kanzleisprache von Kleist beherrscht worden. Entscheidend für das Material seien hingegen die zentrierte, die abperlende und vor allem die gemischte Struktur. D.h. aus Admonis Corpus läßt sich nicht folgern, daß der Schachtelsatz in der Kanzleisprache um 1700 besonders beliebt war, wie oft behauptet wird; allerdings gibt es textsortenspezifische Unterschiede. Der längste Satz, den er registriert, stammt aus einer Urkunde von 1411; er besteht aus 44 Elementarsätzen mit Nebensätzen bis zum 15. Grad (S.45ff.). Von besonderer Bedeutung für die einzelnen stilbestimmenden Komponenten der Prosa, die ich hier in verschiedenen, doch untereinander eng verzahnten Kapiteln darzustellen versucht habe, ist Admonis Beobachtung (S.348f.), daß man (noch) um 1700 deutlich zwischen der geregelten Normbildung im internen Bau des Nebensatzes (feste Normierung der Verbendstellung, Rahmenbildung) und der viel größeren Variabilität der Kompositionsmöglichkeiten des Satzgefüges unterscheiden muß. Zwar sind die bis ins 16. Jh. reichenden Formen, bei denen die Bestimmung als Haupt- oder Nebensatz möglich ist, geschwunden, aber das Satzgefüge als ganzes erscheint ihm immer noch mangelhaft organisiert, es bleiben viele unpräzise

Konstruktionen, z.T. altererbte Formen, z.T. neu entstandene. Einen Teil der Gründe sieht Admoni darin, daß auch um 1700 das System der Konjunktionen noch nicht zu völlig logischer und eindeutiger Präzision gekommen sei (S.352).